



Wendepunkte

Thema Religion



Das kannst du glauben

Du hältst die fünfte Ausgabe von «Wendepunkte» in den Händen, unseres Mitarbeitenden-Magazins der Direktion JI. Und vielleicht wunderst du dich:

Was hat unsere Direktion mit Religion zu tun?

Meine Antwort: eine ganze Menge.

Genau davon erzählt dieses Heft.

Das Wichtigste für uns: Seit dem 1. Januar verfügt die Direktion JI über eine Fachstelle Religion.

Neben vielem anderen sind wir nämlich auch die Religions-Direktion des Kantons Zürich, jene Stelle also, die für ein konstruktives Neben- und Miteinander von Staat und Religionsgemeinschaften sorgt.

Das Verhältnis von Staat und Religion hat es in sich.

Wenn im Lauf der Geschichte jemand den Staat grundsätzlich infrage gestellt hat, dann waren es in der Regel die Religionsgemeinschaften.

Ich bin überzeugt: Eine gute Zusammenarbeit von Staat und Religionsgemeinschaften macht unsere Gesellschaft friedlicher und widerstandsfähiger.

Denn Religion kann eine bedeutende soziale und moralische Ressource sein – vorausgesetzt, sie bewegt sich im Rahmen der demokratischen Ordnung.

Dann stärkt sie den sozialen Frieden und bietet Gläubigen wie Nichtgläubigen einen Horizont, der über das eigene Dasein hinausweist.

Darum setze ich auf eine aktive Religionspolitik.

Und dich lade ich herzlich ein: Tauche ein in diese «Wendepunkte»-Ausgabe.

Jacqueline Fehr



Seite 6

Seite 6

Wenn der Imam mit dem Rabbi kickt

Wie die Spieler und Spielerinnen des FC Religionen auf dem Fussballplatz den interreligiösen Dialog pflegen.

Seite 12

Nachgezählt

Wer kümmert sich im Gefängnis um den Glauben? Woher bekommen die Kirchen ihr Geld? Zahlen und Fakten zum Thema Religion.

Seite 14

Sinnsuche auf der Yogamatte

Wie die einst spirituelle hinduistische Praxis zum globalen Lifestyle-Produkt wurde.



Seite 16

Seite 16

«Nur wenn man sich kennt, kann man über schwierige Themen sprechen»

Franziska Driessen-Reding, Leiterin der Fachstelle Religion, über die Wahrung des religiösen Friedens.

Seite 22

Andere Länder, andere Ehen

Vor dem Gesetz verheiratet sein. Hört sich einfach an. Kann aber auch kompliziert werden. Und das hat viel mit Religion zu tun.

Seite 24

Erst Einheit, dann Vielfalt

Wie sich die Religion im Kanton Zürich in 175 Jahren gewandelt hat.

Seite 32

Mit Rat, Tat und einem Infomobil vor dem Gefängnis

Ein ökumenisches Projekt hilft Angehörigen von Verhafteten.



Seite 34

Seite 34

Wiedersehen mit dem Bischof

Schon im Gymnasium wollte er Priester werden, hielt das aber vor seinen Eltern geheim. Jetzt ist Beat Grögli Bischof.

Seite 41

KI und Religion – ein Widerspruch oder eine göttliche Fügung?

Auch die Religionsgemeinschaften experimentieren mit Künstlicher Intelligenz. Von Predigt-Bots und Roboter-Mönchen.

Seite 42

Heiliger Bimbam

Stefan Mittl ist Kirchenglockenexperte – obwohl ihm der Begriff eigentlich nicht gefällt.

Seite 45

Gott und die Welt

Nicht nur Glocken klingen schön. 14 (mehr oder weniger) spirituelle Songs.

Seite 46

Brücken bauen

Ein Team der Kantonspolizei im ganz besonderen Einsatz.



Seite 42

Seite 48

Die Verwandlung

Eines wird zur Schule, eines zum Restaurant, eines beherbergt das Parlament. Gotteshäuser und ihre neue Nutzung.

Seite 54

Selektionsverfahren

Wie die katholische Kirche bei der Rekrutierung von Seelsorgenden prüft, ob sich eine Person eignet oder nicht.



Seite 48

Impressum

Herausgeber Generalsekretariat JI, Abteilung Kommunikation, kommunikation@ji.zh.ch

Redaktion und Gestaltung Panda & Pinguin GmbH | Benjamin Tommer

Erscheinungsdatum Januar 2026 **Druck** Erni Druck | Klimaneutral gedruckt | Alle Rechte vorbehalten.

Wenn der Imam mit dem Rabbi kickt

Auf dem Fussballplatz pflegen die Spielerinnen und Spieler des FC Religionen den interreligiösen Dialog. Und schlagen dabei nicht selten Politikerinnen und Politiker.



**Die 7 verbindet sie alle:
Die Mitglieder des FC Religionen.**

Von Sabina Sturzenegger (Text) und Boris Müller (Fotos)

Sie tragen Fussballtrikots und dunkelrote Hosen, Stutzen und Nockenschuhe. Auf ihrer Brust prangen die Embleme der Weltreligionen, auf dem Rücken tragen sie alle die Nummer 7. Sie heissen Irfan, Felix, Veronika oder Shirtai, sind Juden, Muslime, Katholikinnen, Reformierte, Pfarrerinnen, Imane, Diakone, Lehrer, Rabbiner. Und sie spielen alle im FC Religionen. Felix Reich, GC-Fan, Pfarrerssohn und Redaktionsleiter von «reformiert», ist der Kapitän des FC Religionen. Er liebt den Fussball – und setzt sich für den interreligiösen Dialog ein. Deshalb zögerte er keinen Moment, als es vor 13 Jahren darum ging, den Fussballclub nach dem Rücktritt seines Gründers Christoph Sigrist weiterzuführen: «Für mich war klar: Beim FC Religionen helfe ich gerne mit.» 2008 war es, als Sigrist, Diakoniewissenschaftler und damals Grossmünsterpfarrer, den FC Religionen – oder «die Religiösen», wie er sie nennt – ins Leben rief. Die Europa-

meisterschaft in der Schweiz stand vor der Tür. «Als angefressener Fussballer wollte ich auch als Pfarrer etwas zur EM beitragen», sagt Sigrist. Sigrist kickte schon als Kind. Seine Zuschauerinnen seien die alten Frauen aus dem Altersheim neben seiner Schule gewesen, erinnert er sich. Und Sigrist ist nicht nur FCZ-Fan, sondern ein richtiger Fussball-Aficionado. 2005 erntete er mit einer öffentlichen Aktion Bewunderung und Kritik: Nach der «Schande von Istanbul» liess er die Grossmünster-Glocken läuten. Damals spielte die Schweizer Nati in der Barrage gegen die Türkei. Nach einem Sieg im Heimspiel verlor sie in einem aufregenden Match das Rückspiel in Istanbul. Dank der Auswärtstorregel konnte sich die Nati aber dennoch für die WM qualifizieren. Von türkischen Fans mit Gegenständen beworfen, von Spielern und Funktionären attackiert, flüchteten die Nati-Spieler in die Katakomben. Einzelne Spieler wurden dabei sogar verletzt. Ob Sigrist die Glocken als Zeichen des Friedens läuten liess oder zur Feier der Schweizer WM-Qualifikation, das verriet er nie so richtig.

«Auf dem Fussballplatz stehen wir ohne Namensschild, es ist egal, wer du bist.»

Für Sigrist ist der Fussballplatz ein «Forschungslabor der Gesellschaft». Er, der im dunklen Anzug auf das Spielfeld gerauscht kommt, seine Professoren-Mappe ins Gras wirft und sich an der Seitenlinie bis auf die Unterhose auszieht, um sich ins Fussballtun zu werfen, ist überzeugt: «Übers Tschütten gelingt die Integration und damit die Verständigung unter den Religionen.» Das hat er selbst als ehemaliger Kapitän des FC Religionen zur Genüge erlebt. «Es gibt nur ein Fussballfeld, und auf diesem Feld müssen wir zusammen spielen, sonst gelingt uns nichts.» Fussball sei die beste Form der interreligiösen Begegnung.

Nun ist es nicht so, dass im Kanton Zürich keine institutionalisierten Formen der interreligiösen Zusammenarbeit existieren. Am Interreligiösen Runden Tisch treffen sich die Leitungsverantwortlichen der verschiedenen Religionen und Konfessionen regelmässig zum Ideen- und Gedankenaustausch und fördern den Dialog. «Im Hintergrund leistet der Interreligiöse Runde Tisch auf verschiedenen Ebenen Vermittlungsarbeit zwischen Religionsgemeinschaften und Behörden und setzt sich für ein respektvolles, tolerantes und gegenseitig unterstützendes Miteinander aller Religionen im Kanton Zürich ein», heisst es auf der Homepage des Runden Tisches.

Auch Felix Reich bestätigt: «Der interreligiöse Diskurs im Kanton Zürich ist stabil, und er ist in den letzten Jahren gewachsen.» In den letzten Jahren, ganz besonders nach dem traumatischen Terrorangriff des 7. Oktober 2023, sei es aber noch wichtiger geworden, dass es auch informelle Zusammentreffen der Religionen gebe. «Nirgends ist der Austausch so unmittelbar wie auf dem Fussballfeld», ist Reich überzeugt. «Auf dem Platz stehen wir ohne Namensschild und ohne Bezeichnung. Ob jemand jüdisch, christlich oder muslimisch ist, ist in diesem Moment einfach egal.» Es gehe darum, gut zu kicken, Tore zu schiessen.

In der Kabine oder nach dem Spiel komme man ins Gespräch über die Rolle, welche die Spielerinnen und



Interreligiöser Match: Wenn die katholische Theologin mit dem Imam auf dem Fussballfeld steht.



Spielerin und Spieler im FC Religionen (v. l.): Veronika Jehle, Christoph Sigris, Irfan Musliji, Felix Reich, Fahredin Bunjaku und Muris Begovic.

Spieler ausserhalb des FC haben. «Da kann es schon passieren, dass der Pfarrer aus Gossau plötzlich plant, mit seiner Konfirmationsklasse den Imam in seiner Moschee zu besuchen», sagt Reich. Er ist sich sicher: Der Gossauer Pfarrer hätte nicht gegoogelt, um an den Kontakt des Imams zu kommen – «aber auf dem Fussballfeld hat es geklappt!»

Im FC Religionen gelinge es, zusammenzuhalten, auch in einem zunehmend rauen Klima. Der Club sei in den letzten Monaten sogar grösser geworden. Ausritte hat Reich keine zu verzeichnen: «Ich kenne jedenfalls niemanden, der vom Mailverteiler gelöscht werden will.»

Die Mitglieder des FC Religionen sind fast alles Geistliche, sie haben im echten Leben die unterschiedlichsten Funktionen inne. So vertritt der Gymnasiallehrer Shirtai Holtz die Israelitische Cultusgemeinde Zürich auch in anderen interreligiösen Gemeinschaften. Muris Begovic ist Präsident der Vereinigung der Islamischen Organisationen in Zürich. Er ist Armeeeseelsorger und verantwortlich für die Qualitätssicherung der muslimischen Seelsorge in öffentlichen Institutionen. Eine der wenigen Frauen im Team ist Veronika Jehle, Co-Redaktionsleiterin beim «Forum», dem Magazin der katholischen Kirche im Kanton Zürich, auch sie ausgebildete Theologin. Manche der Spielerinnen und Spieler reisen von weit her an, um mit ihrem Team auf dem Rasen zu stehen. Ein Islamwissenschaftler aus Fribourg tschuttet mit, ein Jugendseelsorger kommt aus dem Wallis. Letzterer ist nicht nur ein Fachmann für Religion, sondern auch ehemaliger Nati-B-Spieler. Er kann den Match prägen, darum setzt er sich für ein Spiel gern vier Stunden in den Zug.

Zu den gegnerischen Teams des FC Religionen gehören der FC Kantonsrat Zürich, der FC Gemeinderat oder der FC NZZ. Auf den Kantons- und Gemeinderat treffen «die Religiösen» einmal im Jahr. Auch gegen den FC Inter Pöschwies, das Team der Justizvollzugsanstalt, trete man regelmässig an, so Reich: «Gegen die Pöschwies mussten wir schon oft ganz schön einstecken.» Anders sieht die Bilanz gegen die Politikerinnen und Politiker aus – dort gehört der FC

Religionen zu den gefürchteten Gegnern. Auch der Stadtzürcher SP-Kantonsrat Tobias Langenegger weiss das. «Als ich das erste Mal gegen den FC Religionen antrat, dachte ich, es würde ein gemütliches Spiel», erinnert er sich im «reformiert». «Weit gefehlt! Die Kickerinnen und Kicker sind mega bissig, spielen richtig guten, sehr fairen Fussball und wollen vor allem eins: gewinnen!» Schon sein erstes Spiel im Jahr 2008 gegen den FC Nationalrat gewann der FC Religionen mit 6:1.

Dass alle im FC Religionen die Zahl sieben auf dem Rücken tragen, hat mehrere Gründe: Es verwirrt das gegnerische Team auf dem Platz und zeigt, dass in diesem Fussballclub alle gleich sind. Zudem hat die Zahl 7 – man ahnt es – eine religiöse Bedeutung. Und zwar in allen Weltreligionen: Bei den Christen wird

die Schöpfungsgeschichte als sieben-tägiger Prozess dargestellt, der jüdische Kalender kennt sieben Feste, und im Islam gibt es die sieben Himmelswege im Koran.

Nicht alle im Religionen-Club seien fussballerisch talentiert, meint Christoph Sigris noch zum Schluss.

Um dies zu veranschaulichen, fasst

er scherzhaft zusammen, wie ein Match in seinem Team abläuft: «Der Katholik steht im Schilf und trifft den Ball nicht. Der Imam hockt draussen, raucht, kommt ins Spiel und schießt ein Tor.» Er selber sei der, «der nach zehn Minuten mit einer Zerrung und schmerzverzerrtem Gesicht das Spielfeld räumt». Trotzdem denkt der 62-Jährige nicht daran, mit dem interreligiösen Tschutzen aufzuhören. Auch für Kapitän Reich ist der FC Religionen wichtiger denn je. Er glaubt nicht nur an den Dialog, sondern vor allem auch an den Fussball: «Für mich gibt es nichts Schöneres.»

Imam Irfan Musliji, der ebenfalls auf dem Fussballfeld steht und sich für einen Penalty parat macht, lobt seinen Kapitän: «Er ist ein sehr agiler Feldspieler und guter Torschütze.» Dann versenkt Imam Musliji seinen Penalty. Und Pfarrer Christoph Sigris bleibt nur noch zu sagen: «Es gibt keine muslimischen Penaltys oder jüdische, christliche, buddhistische oder atheistische, sondern nur Penaltys, die verschossen oder versenkt werden.»

Nachgezählt

Von Lara Krippner

26

Fenster im Gebetsraum der im Jahr 2024 eingeweihten albanischen Moschee in Winterthur-Töss stehen für die 26 Kantone der Schweiz – als Zeichen der Zugehörigkeit zur und Verbundenheit mit der Schweiz.

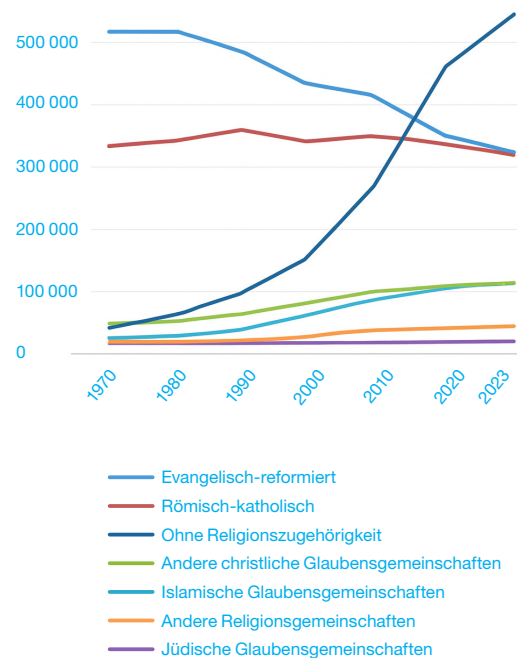
Religiöser Beistand im Gefängnis

In den Gefängnissen des Kantons Zürich sind regelmässig Seelsorgerinnen und Seelsorger verschiedenster Glaubensrichtungen im Einsatz: elf römisch-katholische, zehn evangelisch-reformierte, sieben muslimische, ein christlich-orthodoxer und ein jüdischer. Bei Bedarf stehen zudem ein buddhistischer Mönch, ein Hindupriester, zwei weitere Rabbiner und weitere christlich-orthodoxe Seelsorger bereit.

Es gibt rund **25** verschiedene Sorten Weihrauch. Schon die alten Ägypter, die antiken Römer oder jüdische Priester ab etwa 540 v. Chr. verbrannten im Tempel Weihrauch für kultische Zwecke. Seit dem 4. Jahrhundert zog der Weihrauchduft mehr und mehr ins Christentum ein.

Leben ohne Kirche

1970 zählten im Kanton Zürich noch rund 94 Prozent der Bevölkerung zur reformierten oder katholischen Kirche. Bis heute hat sich das Bild stark gewandelt: Ende 2024 waren 362 032 Menschen (22,4 Prozent der Wohnbevölkerung) reformiert und 337 564 (20,9 Prozent) katholisch. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung (56,7 Prozent) gehört keiner oder einer anderen Religionsgemeinschaft an.



Das liebe Geld

Rund **400 Millionen** Franken Kirchensteuern von natürlichen und juristischen Personen nehmen die Kirchgemeinden im Kanton Zürich in der Regel pro Jahr ein, jeweils etwa die Hälfte davon für die evangelisch-reformierte und die römisch-katholische Kirche.

50 Millionen Franken erhalten die fünf anerkannten Religionsgemeinschaften jährlich vom Kanton Zürich als Abgeltung für gesellschaftliche Leistungen. Die katholische und die reformierte Kirche geben künftig einen Teil davon weiter. Je eine Million Franken pro Jahr geht an Glaubensgemeinschaften, die nicht vom Kanton anerkannt sind. Unter anderem wird damit die muslimische Seelsorge in Spitälern oder Asylzentren unterstützt.

Höchster Kirchturm in der Schweiz:
Berner Münster mit 100,6 Metern;
im Kanton Zürich: Predigerkirche mit 97,0 Metern.

Breslauer Schriften in Zürich

Im Zweiten Weltkrieg wurde die bedeutende Bibliothek des Rabbinerseminars in Breslau weitgehend zerstört. Der nach Kriegsende entdeckte Restbestand, die sogenannten «Breslauer Schriften», kam 1950 in die Schweiz. Die meisten der rund 6000 Bücher befinden sich in Zürich in der Bibliothek der Israelitischen Cultusgemeinde.

11 Personen haben im Jahr 2025 bei der Abteilung Zivilstandswesen des Gemeindeamts einen Antrag auf Namensänderung aus religiösen Gründen eingereicht.

2024

wurde Frank Bangerter zum ersten schwulen Bischof der Christkatholischen Kirche gewählt.



Der Kirchturm der reformierten Kirche St. Peter in der Altstadt von Zürich hat das grösste Turmzifferblatt Europas, sein äusserer Durchmesser beträgt 8,64 Meter.

Rikon: Erstes tibetisches Kloster im Westen

Das erste tibetisch-buddhistische Kloster ausserhalb Asiens steht im Kanton Zürich: in Rikon im Tösstal. Es wurde 1968 in Betrieb genommen, nachdem die Schweiz als eines der ersten Länder im Westen im grösseren Massstab tibetische Flüchtlinge aufgenommen hatte.

Im Hinduismus gibt es etwa **330 Millionen** Götter. Jedes Dorf in Indien hat eine eigene Dorfgottheit.

Trugen zum Yoga-Boom
bei: Die Beatles
Paul McCartney und
George Harrison bei
Maharishi Mahesh Yogi
in Indien, 1968.

Sinnsuche auf der Yogamatte

Von Nina Yehia

Ich, 29 Jahre alt, Religionswissenschaftlerin, aufgewachsen in einem katholisch-muslimischen Umfeld, aber selbst nie getauft, praktiziere Yoga – neben anderen Sportarten. In diesem Artikel gebe ich mich auf Spurensuche: Wie wurde die einst spirituelle hinduistische Praxis zur populären Fitness- und Entspannungstechnik – auch in der Schweiz? Und: Macht meine wöchentliche Yogastunde mich automatisch spirituell oder gar religiös, obwohl ich mich als Agnostikerin bezeichnen würde?

Yoga gehört zu den sechs philosophischen Schulen Indiens, die in der brahmanisch-hinduistischen Tradition wurzeln. Seine Anfänge reichen bis in die vedische Zeit (circa 1500–500 v. Chr.) zurück. Ursprünglich diente Yoga als meditativ-asketische Praxis, um Körper und Seele zu verbinden und Selbsterkenntnis zu erlangen.

Mit dem Yogasutra des Patanjali (4.–5. Jh. n. Chr.) erhielt Yoga eine systematische philosophische Grundlage. Patanjali beschrieb unter anderem den achthgliedrigen Pfad des Yoga – eine umfassende Lebensweise, die weit über körperliche Übungen hinausgeht und zur Erleuchtung führen soll. Bis ins 20. Jahrhundert blieb Yoga jedoch den höheren Kasten Indiens vorbehalten, vor allem Priestern und Kriegen. Frauen und Angehörige niedrigerer sozialer Gruppen waren weitgehend ausgeschlossen.

Sowohl die Portugiesen als auch die Briten lehnten Yoga aufgrund seiner Verbindung zum Hinduismus ab. Diese Ablehnung machte Yoga für viele Inderinnen und Inder zum Symbol kultureller Identität und Selbstbestimmung. Britische Kolonialbeamte entdeckten allerdings bald die körperlichen Aspekte des Yoga: Sie integrierten einzelne Asanas in ihre gymnastischen Übungen. Vermutlich sind Haltungen wie der Herabschauende Hund oder der Krieger II auch dieser Vermischung zu verdanken.

Ende des 19. Jahrhunderts brachten indische Gelehrte und spirituelle Lehrer Yoga in den Westen. Swami Vivekananda stellte es 1893 auf dem Weltparlament der Religionen in Chicago vor. Um den Westen für den Hinduismus zu gewinnen, passte er Yoga an: Er liess spirituelle und kulturelle Elemente weg und betonte Wissenschaft und Rationalität. In den 1960er- und 1970er-Jahren trugen die Beatles zum Yoga-Boom im Westen bei, denn die Mitglieder der Band hatten sich im Ashram von Maharishi Mahesh Yogi in transzendentaler Meditation ausbilden lassen. In der Schweiz wurde Yoga bereits im frühen 20. Jahrhundert auf dem Monte Verità praktiziert – vor allem von Menschen, die ein naturnahes Leben suchten und gesellschaftlichen Zwängen entfliehen wollten.

Der Boom weckte auch das Interesse der Wissenschaft. Studien zeigten, dass Yoga Stress mindert, die Herzgesundheit stärkt und bei Angststörungen hilft. So fand Yoga seinen Weg ins westliche Gesundheitswesen. Heute praktizieren weltweit rund 300 Millionen Menschen Yoga. In Indien bleibt es eng mit Spiritualität und Philosophie verbunden. In Europa und den USA steht meist die körperliche Fitness im Vordergrund. Gleichzeitig hat die Kommerzialisierung zugenommen: Yogamatten, Designerkleidung, Bücher, Workshops, Playlists – Yoga ist ein globales Lifestyle-Produkt geworden.

Meine wöchentliche Yogastunde macht mich also noch nicht zu einer religiösen Person. Yoga hat zwar eine philosophisch-spirituelle Dimension, ist aber in erster Linie eine Lebensweise. Und so hängt die praktische Bedeutung des Begriffs bis heute vor allem von der jeweiligen Person ab. Für mich ist Yoga der perfekte Ausgleich nach einer intensiven Arbeitswoche.

Foto: Alamy

«Nur wenn man sich kennt, kann man über schwierige Themen sprechen»

Franziska Driessen-Reding, Leiterin der neuen Fachstelle Religion, über die Wahrung des religiösen Friedens, die Unterstützung nicht-anerkannter Religionsgemeinschaften und den Umgang mit Religionslosen.



Franziska Driessen-Reding war als erste Frau Präsidentin des katholischen Synodalrats des Kantons Zürich. Ab Januar 2026 leitet sie die Fachstelle Religion.

Von Thomas Ley (Text) und Anne Morgenstern (Fotos)

Franzika, du engagierst dich seit Jahren in der katholischen Kirche. Wärs du gerne Pfarrerin geworden?

Das war nie meine Idee. Ich wuchs in einer sehr liberalen, offenen, tollen Pfarrei auf. Mit einem Pfarrer, der uns Jugendliche gut aufnahm, begleitete und nicht irgendwelche klerikalen Strukturen betonte. Dass meine Mutter schon vor 40 Jahren in der Kirche predigen durfte, war bei uns einfach normal. Für diese Kirche wollte ich etwas tun. Zuerst vier Jahre im Parlament, in der Synode. Dann sagte mir der damalige Präsident: «Wenn du wirklich etwas bewegen willst, musst du in die Exekutive, in den Synodalkrat.» Dort war ich dann sieben Jahre, danach wurde das Präsidialamt frei.

Du warst die erste katholische Synodalkratspräsidentin.

Genau. Schon in jenen fünf Jahren pflegte ich mit der Direktion der Justiz und des Innern regen Austausch, weil für Jacqueline Fehr dieser Austausch ja sehr wichtig ist. Kurz nach Ende meiner Amtsdauer war die Stelle der Religionsdelegierten ausgeschrieben. Und so darf ich nun seit über zwei Jahren als Delegierte im Einsatz sein.

Dein angestammter Beruf ist Hauswirtschaftslehrerin.

Ja, ich bin Pädagogin. Ich arbeitete am Flughafen als Supervisor und schulte dort die Check-in-Mitarbeitenden. Das Engagement bei der katholischen Kirche lief nebenher. So im Sinn: «Geh doch mal in die Synode, wir haben sonst niemanden. Wenn's dir nicht passt, kannst du ja wieder aufhören.» Ich fand das dann aber sehr abwechslungsreich und interessant. Wir haben in der Schweiz das einmalige System, dass die Synoden – also Parlamente – über Kirchensteuergelder entscheiden und nicht die Bischöfe wie etwa in Deutschland. Die Synoden sind ein Korrektiv. Das gefiel mir. Und ich provozierte auch gern.

Womit denn?

Ich war etwa im Komitee für «Ehe für alle», ging gerne

an die Pride. Ich fand, wir als Kirche können nicht eine Form der Ehe über die andere stellen.

Ab 1. Januar leitest du die neue Fachstelle Religion. Was wird sich ändern?

Am prinzipiellen Aufgabenbereich eigentlich nichts. Wir bleiben zuständig für die Beziehungen des Staates zu den Religionsgemeinschaften. Jacqueline Fehr trifft sich einmal im Jahr mit allen anerkannten Gemeinschaften und bespricht Legislaturschwerpunkte, die auch in Arbeitsgruppen vertieft werden. Zudem trifft sie sich ebenfalls jährlich mit jeder einzelnen dieser Gemeinschaften.

Welches sind die Anerkannten?

Es sind fünf: die reformierte Landeskirche, die katholische Körperschaft und die christkatholische Kirchengemeinde sowie die ICZ, die Israelitische Kultusgemeinde, und die JLG, die Jüdische Liberale Gemeinde.

Da fehlen einige Religionsgemeinschaften.

Genau. Jacqueline Fehr trifft sich auch mit dem Verband der Orthodoxen Christen oder mit der VIOZ, der Vereinigung der Islamischen Organisationen. Auch kleinere Gemeinschaften suchen Kontakt: zum Beispiel Freikirchen oder Hindus oder Buddhisten.

Und wenn mal die Scientologen anklopfen?

Dann sitzen wir mit ihnen zusammen.

Ohne Weiteres?

Ja. Nur wenn man sich kennt, kann man auch über schwierige Themen sprechen.

Was können Religionsgemeinschaften denn von der Fachstelle erwarten?

Hilfe bei ganz praktischen Dingen. Bei der Miete von Räumlichkeiten, bei Arbeitsbewilligungen für religiöse Betreuungspersonen, bei Diskussionen mit Arbeitgebenden. Wenn etwa eine muslimische Schülerin ihre Gebetszeiten oder ein jüdischer Schüler den Sabbat einhalten möchte und die Schulleitung überfordert ist.

Das könnte aber schnell ausufern.

In Dänemark wird jede Religionsgruppe, die mindestens 50 Mitglieder hat, staatlich anerkannt, wenn sie es wünscht. Nur anerkannt, nicht finanziell unterstützt. Damit hat der Staat Kontakt zu über 500 Gemeinschaften: Es sei wichtig, dass man sich kennt. Ich möchte es ebenso handhaben.

Kannst du dir vorstellen, dass der Kreis der fünf Anerkannten bei uns grösser wird?

Das ist letztlich eine politische Frage. Dazu müsste man die Kantonsverfassung, die Kirchengesetze und das Gesetz über die jüdischen Gemeinden ändern. Verfassungsänderungen brauchen eine Volksabstimmung. Ob die Bevölkerung schon bereit ist? Auch die katholische Kirche wurde erst 1963 staatlich anerkannt. 20 Jahre davor hätten die Reformierten, deren Anteil damals drei- bis viermal höher war als jener der Katholikinnen und Katholiken, womöglich noch Nein gesagt.

Glaubst du?

Ja, das war eine andere Zeit. Reformierte gingen nicht zum katholischen Bäcker und umgekehrt die Katholikinnen nicht zum reformierten Metzger. Erst in den 1960er-Jahren war die Zeit reif. Mit der neuen Kantonsverfassung wurden 2005 dann auch die jüdischen Gemeinschaften anerkannt.

Nun wären eigentlich die Muslime dran.

Die entsprechende Debatte läuft ja schon länger. Und ich finde, bei Menschen, die in der dritten Generation da sind und in Moscheen gehen, die seit 50 Jahren bestehen, kann man nicht mehr fragen: «Können die sich denn integrieren?» Sie sind hier daheim. Sprechen oft kaum mehr die Sprache ihrer Grosseltern. Für sie muss das Gebet in der Moschee deutsch sein. Aber im Moment geht es gar nicht um die Frage der Anerkennung, sondern darum, dass die muslimische Gemeinschaft möglichst professionell aufgestellt ist.

Aufgestellt für welche Aufgabe?

Ein Beispiel: Im Patientinnen- und Patientengesetz steht, dass alle Anrecht auf ihre eigene Seelsorge haben. Dieses Anrecht ist auch ein Auftrag – für den

die anerkannten Religionsgemeinschaften über einen Rahmenkredit Geld erhalten. Die muslimische Gemeinschaft hat in den letzten Jahren eine eigene, muslimische Seelsorge auf die Beine gestellt. Wir haben das immer unterstützt. Wenn diese professionell aufgestellt ist und die muslimischen Seelsorgenden gut ausgebildet sind, profitieren alle: die Patientinnen und Patienten und das Spital.

Hast du auf muslimischer Seite entsprechende Ansprechpartner?

Die VIOZ und der Verein Qualitätssicherung der Muslimischen Seelsorge QuaMS machen das sehr gut. Mit regelmässigen Besuchen in Spitälern, Gefängnissen, Asylzentren. Sie bilden ihre Leute auf höchstem Niveau aus.

Aber das wird in der Öffentlichkeit zu wenig geschätzt?

Nun, die Abstimmung über die muslimischen Grabfelder in Weinfelden, die mit einem Nein endete, geht mir nicht aus dem Kopf. Nicht einmal, wenn sie gestorben sind, hat man ein Plätzchen für sie! Wie erniedrigend muss das sein für jemanden, der hier zur Welt kam und seine Eltern nicht im Kosovo, sondern hier beerdigen möchte.

Das klingt alles, als könntest du dir eine Anerkennung der Muslime vorstellen – aber möchtest einfach kein Volks-Nein riskieren.

Ich bin gar nicht sicher, ob die Anerkennung der einzige Weg ist. Der Staat kann auch anders zeigen, dass er estimiert, was Religionsgemeinschaften für die Gesellschaft tun.

Estimieren ist gut, aber die einen bekommen Kantonsbeiträge, die andern nicht.

Das ist genau mein Thema. Die Anerkennung ist ein Privileg, hat aber auch gesellschaftlichen Nutzen. Ich bin ziemlich sicher, dass sich die katholische Kirche im Kanton Zürich dank dieses Systems demokratisiert und eine Synode gegeben hat. Zürcherinnen und Zürcher profitieren davon. Vielleicht könnte der Kanton vergleichbare Entwicklungen auch ohne Kantonsbeiträge fördern.

Wie denn?

Der Kantonsrat sprach im Februar 300 Millionen Franken an Beiträgen für die nächsten sechs Jahre für die anerkannten Religionsgemeinschaften. Diese Beiträge bekommen sie für ihre Leistungen für die gesamte Gesellschaft. Also 50 Millionen pro Jahr. Der grösste Teil davon, über 49 Millionen, geht an die Evangelisch-reformierte Landeskirche und die Römisch-katholische Körperschaft. Der Rest an die drei kleineren Gemeinschaften. Nun erklärten sich reformierte und katholische Kirche bereit, pro Jahr je eine Million an nicht-erkannte Gemeinschaften weiterzugeben. An den Verband der Orthodoxen oder an die VIOZ. Ein grossartiges Zeichen!

Und 2031, wenn die sechs Jahre vorbei sind?

Die Kirchen sagen klar, dass sie nur vorübergehend für den Kanton einspringen. Für die Zeit danach müssen wir gesetzliche Grundlagen schaffen, um es anders zu regeln. Das wird uns also noch beschäftigen.

Das hätte ja auch die Religionsdelegierte und Fachbereichsleiterin beschäftigen können. Wozu braucht es überhaupt eine neue Fachstelle?

Letztlich ist es eine Flucht nach vorn. Die Zahl der Anfragen, auch von Bundesseite, hat stark zugenommen. Die Verfassung delegiert das Thema Religion an die Kantone. Beim Bund bespielt das keiner. Geht es um Minarette oder das Kopftuch, fehlen dort Fachleute. Unser Ziel ist es, den religiösen Frieden im Kanton Zürich zu sichern.

Wird die Fachstelle bei den Religionsgemeinschaften gesellschaftliche Ansprüche einfordern? Etwa punkto Gleichberechtigung der Frau?

Wenn die katholische Kirche keine Priesterinnen weihen will, können wir das nicht ändern. Aber zumindest in die gesellschaftliche Diskussion sollten wir uns einbringen und uns nicht scheuen, auch die Gleichstellung im innerreligiösen Bereich zu fordern. Es ist doch schon unglaublich, dass die reformierte Kirche schon vor über 100 Jahren Frauen ordinierte, andere das

aber im Jahr 2025 immer noch nicht schaffen. Immerhin, bei Körperschaften des öffentlichen Rechts – der katholischen Synode, dem Verband der Orthodoxen, der VIOZ – gibt es Frauen an der Spitze. Der Staat mischt sich erst ein, wenn Gesetze gebrochen werden. Stichwort Missbrauch. Dort können wir den Religionsgemeinschaften Hausaufgaben geben: bessere Prävention, anständige Archive, Assessments für Priester.

Siehst du dich umgekehrt als Anwältin der Religionsgemeinschaften gegenüber der Gesellschaft? Etwa wenn es um Minarett- oder Kopftuchverbot geht?

Sagen wir es mal so: Wenn solche Verbote Gesetz werden, müssen wir das umsetzen. Wir setzen uns aber ein für Vermittlung, für die Schulung der Gesellschaft, wenn man so will.

Den grössten Teil dieser Gesellschaft stellen die Konfessionslosen. Bist du für die nicht zuständig?

Wir haben das diskutiert. Fachstellen haben ja immer einen gewissen Fokus, der nur Teile der Bevölkerung betrifft: Gleichstellung, Integration, Opferhilfe. Unser Fokus betrifft Religionslose nun einmal nicht. Aber wir haben Kontakt zu den Freidenkenden. Sie meldeten an, dass sie auch gerne eine Seelsorge hätten. Wir können uns ein ähnliches Programm vorstellen wie bei der muslimischen Gemeinschaft. Aber das braucht ein Pilotprojekt und Leute, die sich ausbilden lassen.

Klingt nach einer künftigen Zusammenarbeit.

Die wenigsten Konfessionslosen sind organisiert. Die meisten gehen einfach nicht mehr in die Kirche und zahlen keine Kirchensteuer mehr. Das heisst aber übrigens nicht, dass sie nicht gläubig oder spirituell sind! Auch diese Menschen gehen ins Grossmünster oder in die Spitalkapelle, wenn es ihnen guttut. Wir sind die Fachstelle Religion: Wir sind für die Beziehungen zu den Religionsgemeinschaften zuständig. Wer immer auf uns zukommen möchte, dem steht unsere Tür offen. ●



Franziska Driessen-Reding:
«Die Verfassung delegiert das Thema Religion an die Kantone.»

Andere Länder, andere Ehen

Von Sophie Rüesch

Der Mann ist davon ausgegangen, dass es sich um eine reine Formsache handelt. Telefon in die Hand nehmen, sich schnell die Bestätigung holen, dass er der Vater der Kinder ist. Er ist ja mit der Mutter verheiratet. Das läuft automatisch. Doch er hat sich getäuscht. Die Kinder sind vaterlos. Zumindest rechtlich gesehen. Denn rechtlich gesehen ist er eben nicht verheiratet.

In vielen Ländern bindet der Gang vor die Pfarrerin, vor den Imam, vor den Rabbi auch rechtlich gesehen. Nicht so in der Schweiz: Hier kann nur eine Zivilstandsbeamtin oder ein Zivilstandsbeamter aus einem Paar ein Ehepaar machen. Und: In der Schweiz ist es sogar verboten, vor der zivilrechtlichen Trauung ein religiöses Eheritual durchzuführen.

Das Verbot ergibt sich aus dem sogenannten «Primat der Ziviltrauung». Es besagt, dass eine Ehe in der Schweiz nur dann gültig ist, wenn sie zuerst zivilrechtlich geschlossen wurde. Es stammt aus den Zeiten des Kulturkampfs, der im 19. Jahrhundert in der Schweiz tobte. Unser Land stand damals vor der grossen Frage, welche Art von Staat es will. Einen freiheitlich-säkularen? Oder lieber einen, in dem die Kirche viel zu sagen hat? Je nach Kanton fiel die Antwort anders aus.

Das zeigte sich am Abstimmungssonntag des 23. Mai 1875. Die Schweizer stimmten über das neue

«Bundesgesetz betreffend Feststellung und Beurkundung des Zivilstandes und die Ehe» ab. Zürich, Basel-Stadt, Neuenburg, Genf, Schaffhausen, Thurgau: über 70 Prozent Ja. Uri, Ob- und Nidwalden, Appenzell Innerrhoden, Wallis: unter 15 Prozent Ja. Das Gesetz kam durch. Mit ihm wurde in der Schweiz die Scheidung legal. Und die Trauung in der Kirche vor der Trauung auf dem Zivilstandsamt illegal.

Das Primat der Ziviltrauung hat die Überführung ins Zivilgesetzbuch und diverse politische Versuche, es zu kippen, bis heute überlebt. Heute dient es aber weniger der Festigung eines säkularen Staatsverständnisses, sondern der Rechtssicherheit. Niemand soll fälschlicherweise glauben, nach einer religiösen Trauung auch rechtlich gesehen verheiratet zu sein. Das Primat hat heute zudem einen wichtigen Nebeneffekt: den Schutz vor einer Heirat unter Zwang. Denn die Pflicht, für eine Eheschliessung auf dem Zivilstandsamt zu erscheinen, hat auch eine Kontrollfunktion: So kann besser überprüft werden, ob beide Verlobten die Ehe aus freiem Willen schliessen wollen. Findet eine Trauung unter Zwang im Privaten statt, erfährt der Staat unter Umständen gar nichts davon. Und kann daher auch nichts dagegen unternehmen.

Eine Verletzung des Primats der Ziviltrauung ist zwar verboten, sie hat in der Regel aber keine straf-

rechtlichen Konsequenzen. Doch sie hat andere Folgen. Ist die Ehe in der Schweiz nicht gültig, fallen auch alle Rechtsfolgen der Ehe weg – manchmal, ohne dass die Betroffenen sich dessen bewusst sind.

Der Mann, der sich schnell die Vaterschaft bestätigen lassen wollte? Hätte dafür zuerst zivilrechtlich heiraten müssen. Als rechtlich gesehen verheirateter Mann wäre er dank der Vaterschaftsvermutung automatisch als Vater der gemeinsamen Kinder registriert worden. Nun muss er Verfahren wie Kindsanerkennung, Namensführung, elterliche Sorge oder Unterstützungspflichten nachträglich einzeln regeln.

Das kostet etwas Geld und etwas Zeit. Und dass der Staat seine seit Jahren gelebte Partnerschaft nicht anerkennt, ist für ihn zusätzlich emotional belastend.

Doch was passiert in der Schweiz, wenn sich ein Paar im Ausland religiös trauen liess? In unserer international geprägten Gesellschaft müssen die Schweizer Behörden – im Kanton Zürich ist es die Abteilung Zivilstandswesen des Gemeindeamts – vermehrt darüber befinden, ob Ehen hier gültig sind, die im Ausland rituell geschlossen wurden.

Nur weil die Schweiz eine gewisse Art der Ehe selbst nicht kennt, heisst das noch nicht zwingend, dass sie hier nicht anerkannt werden kann.

Bei Eheschliessungen im Ausland ist nicht massgebend, welches religiöse Ritual zur Anwendung kommt, sondern ob die Eheleute im Ausland rechtlich als verheiratet gelten. So gibt es zum Beispiel in verschiedenen Rechtsordnungen sogenannte form-

lose Ehen. Dabei genügen das «Angebot» und die «Annahme». Eine amtliche Registrierung findet nicht oder nur sehr viel später statt. Eine solche Ehe wird in der Schweiz ab dem Zeitpunkt der Annahme in der Regel als gültig betrachtet.

Die schiitische Prägung des islamischen Rechts kennt die Ehe auf Zeit. Diese Ehe ist mit einem Ablaufdatum versehen. Die Geltungsdauer kann wenige Stunden bis mehrere Jahrzehnte betragen.

Die Schweiz betrachtet eine Ehe grundsätzlich als eine Partnerschaft, die auf Dauer angelegt ist. Deshalb anerkennt sie eine Ehe auf Zeit nur dann, wenn sie für einen längeren Zeitraum geschlossen wurde. Ehen mit kurzen Ablaufzeiten haben in der Schweiz keine Rechtswirkung.

Gar nicht eintragbar sind Eheformen, die offensichtlich im Ausland geschlossen wurden, um die

Schweizer Rechtsordnung zu umgehen. Dazu gehören zum Beispiel die Mehrfachehe oder die Minderjährigenheirat. Beide sind in der Schweiz ausdrücklich verboten.

Das Bundesgericht hat zudem kürzlich über sogenannte «Zoom-Ehen» entschieden. Sie sind in Zeiten der Coronapandemie vermehrt aufgetreten. Bei einem solchen Ritual werden die Verlobten über einen virtuellen Kanal verheiratet. Das Gericht hat nun entschieden, dass solche Ehen hier nicht gültig sind, wenn ein Ehepartner sich während der Trauung in der Schweiz befindet. Die Braut im Kanton Zürich, der Bräutigam in Australien, der Zeremonienmeister in Deutschland, die Eheurkunde aus den Vereinigten Staaten – das geht nicht. ●

Die Schweiz betrachtet eine Ehe grundsätzlich als Partnerschaft, die auf Dauer angelegt ist.

Erst Einheit, dann Vielfalt

Wie sich die Religion im Kanton Zürich in
175 Jahren gewandelt hat.

Gottesdienst zur Erstkommunion
in der katholischen Kirche
Guthirt, Zürich-Wipkingen,
1923

Foto: Baugeschichtliches Archiv/
Wilhelm Gallas

Von Marius Tongendorff

Im Jahr 1850, kurz nach dem Sieg im Sonderbundskrieg, war der Kanton Zürich durch und durch evangelisch-reformiert: Von 100 Einwohnenden waren 97 evangelisch-reformiert; die übrigen drei waren zumeist katholisch.

100 Jahre später, 1950, waren nur noch 72 von 100 Einwohnenden reformiert, dafür bereits knapp 25 von ihnen katholisch. Es war nicht so, dass sich die Anzahl Reformierter verringert hätte. Zwischen 1850 und 1950 hatte sie sich mehr als verdoppelt, von 243 000 auf 560 000. Vielmehr wuchs die katholische Bevölkerung rasant an, von 6700 auf 193 000 Einwohnende (29-mal mehr als 1850). Die Statistik von 1950 zeigt zudem, dass daneben 5200 Einwohnerinnen und Einwohner christkatholisch und 6500 jüdisch waren. 12 000 Personen hatten 1950 «andere» Religions- und Konfessionszugehörigkeiten – ohne dass sich der Statistik Genaueres entlocken liesse.

Im Jahr 2022, ein dreiviertel Jahrhundert später, zeigte sich bei den über 15-Jährigen im Kanton Zürich ein völlig anderes Bild: 24,1 Prozent waren evangelisch-reformiert, 22,5 Prozent katholisch, 6,2 Prozent übrige Christen – dazu gehören unter anderem christkatholische, orthodoxe und freikirchliche –, 0,5 Prozent waren jüdisch, 6,8 Prozent muslimisch, 1,7 Prozent anderen Religionen zugehörig und 37,4 Prozent gaben an, keiner Religion anzugehören. Der Rest blieb unbekannt. Die religiöse Landschaft des Kantons hat sich in den letzten 175 Jahren grundlegend gewandelt. Was ist geschehen?

Aufbruch und Wandel (1850–1870)

Die Zeit nach 1848 war wirtschaftlich von Industrialisierung, Modernisierung und einem ungeahnten Wachstumsschub geprägt. Daneben galt innerhalb der Schweiz neu die Niederlassungsfreiheit: Ab 1848 durften (christliche) Schweizerinnen und Schweizer überall in der Schweiz wohnen – auch Katholiken im reformierten Kanton Zürich. Der Aufbruch fand vor allem in den liberalen, städtisch geprägten Kantonen

statt, die wiederum evangelisch-reformiert waren. Zürich war als Industriezentrum auf Arbeiterschaft angewiesen. Diese kam auch aus katholischen Gegenden, einerseits aus der Zentralschweiz, andererseits aus dem Ausland. Viele der neuen Arbeitskräfte lebten in Fabrikdörfern und -quartieren unter ärmlichen Bedingungen.

In den frühen 1860er-Jahren zeigte sich der Kanton religionsfreundlich. 1862 wurde auch Jüdinnen und Juden die Niederlassungsfreiheit gewährt, und der Israelitische Kultusverein, die spätere Israelitische Cultusgemeinde, entstand. Schweizweit galt diese Gleichstellung dann ab 1866. Das Zürcher Katholikengesetz von 1863 ergänzte das reformierte Kirchengesetz von 1861. Zu den staatlich anerkannten katholischen Kirchgemeinden Dietikon und Rheinau kamen die Kirchgemeinden Zürich und Winterthur. Hier konnten die (männlichen) Katholiken auch in kirchlichen Angelegenheiten wählen und abstimmen. Dennoch fehlten

der katholischen Bevölkerung Gotteshäuser. Sie feierte ihre Gottesdienste oft in Schulräumen, Restaurants, Fabrikhallen oder provisorischen Notkirchen.

Ab Mitte der 1860er-Jahre verschlechterte sich das Verhältnis zwischen der katholischen Kirche und vielen europäischen Staaten, darunter der Schweiz. Im Hintergrund ging es um die Frage, ob die Kirche über dem Staat steht oder umgekehrt. Der Papst lehnte 1864 im Namen der Katholischen Kirche die Religionsfreiheit ab, sprach anderen Religionsgemeinschaften die Wahrheit ab und erklärte, dass die anderen Kirchen und Religionsgemeinschaften Gott weniger gefielen. Dieser Konflikt zeigte sich auch in unserem Kanton: 1864 war man in der Stadt Zürich wenig erfreut, als 300 Pariser Pilgernde auf der Rückreise von ihrer Wallfahrt nach Einsiedeln noch eine Stadtbesichtigung machten. Diese Besichtigung glich eher einer Prozession und einer Machtdemonstration des katholischen Glaubens mitten in der Stadt des Reformators Huldrych Zwingli.

Die katholische Bevölkerung feierte ihre Gottesdienste in Restaurants oder Fabrikhallen.

Die gesellschaftliche Lage wurde auch schwieriger, weil der Kanton in wirtschaftliche Probleme geriet. 1865 brach die Hochkonjunktur zusammen. Die Löhne sanken, es standen Entlassungen an und die Lebensmittelpreise stiegen.

Erstarrung (1870–1950)

Um 1870 spitzte sich der Konflikt zwischen der Katholischen Kirche und dem Staat erneut zu. Das Erste Vatikanische Konzil von 1869/70 fasste zwei weitreichende Beschlüsse: Zum einen das Dogma der Unfehlbarkeit, das dem Papst in Glaubens- und Sittenfragen das letzte Wort zuspricht, sofern er «ex cathedra», also kraft päpstlichen Lehramtes, spricht. Zum anderen den Jurisdiktionsprimat, wonach der Papst über allen Bischöfen und Gläubigen steht. Doch nicht alle Katholikinnen und Katholiken folgten Rom. Die Kirchgemeinde Zürich entschied 1873, die Beschlüsse des Konzils zu ignorieren. Aus der katholischen Kirchgemeinde wurde die Christkatholische Kirchgemeinde, die bis heute besteht und öffentlich-rechtlich anerkannt ist.

Die Mehrheit der Katholikinnen und Katholiken hielt jedoch zu Rom («römisch-katholisch»). Sie zog sich zunehmend vom Staat und der evangelisch-reformiert geprägten Gesellschaft zurück. Ein katholisches Milieu entstand: mit eigenen Vereinen, Gewerkschaften, Krankenkassen, Zeitungen und Parteien.

Diese Absonderung wurde durch die katholische Kirche unterstützt. Ihr Ziel war, dass sich das katholische Leben von Geburt bis Grab um die Pfarrei und innerhalb der kirchlichen Strukturen abspielte. Mit Eröffnung der Gotthard-Eisenbahn 1882 kamen viele Norditalienerinnen und Norditaliener nach Zürich. Das katholische Milieu blieb grundsätzlich städtisch-industriell, mit vielen Arbeitenden im Tieflohnsektor, hohem Ausländeranteil und zahlreichen Neuankömmlingen. Es entstanden immer mehr römisch-katholische Pfarreien, die bald eigene Kirchen bauten. Aber auch ausserhalb der katholischen Welt tat sich etwas: 1883 wurde mit der Synagoge Löwenstrasse erstmals wieder ein jüdisches Gotteshaus in Zürich eröffnet, und 1933 wurde mit der Russisch-Orthodoxen Kirchgemeinde Hl. Pokrov die erste christlich-orthodoxe Gemeinde in Zürich gegründet.

Über die Jahrzehnte und die beiden Weltkriege hinweg veränderte sich das Verhältnis zwischen den Katholikinnen und Katholiken und der Mehrheitsgesellschaft. Die katholische Kirche setzte sich auch für die Arbeiterklasse ein, und es wurde wohlwollend aufgenommen, dass sich die katholischen Gewerkschaften nicht am Generalstreik 1918 beteiligten. Die Katholikinnen und Katholiken wurden so als verlässliche Mitbürgerinnen und Mitbürger wahrgenommen. Zudem war es während der beiden Weltkriege nicht wichtig, welcher Religion oder Konfession man angehörte – die Männer standen gemeinsam an der Grenze, um die Schweiz zu beschützen, und die Frauen standen gemeinsam auf dem Feld und in der Fabrik, um die Schweiz zu ernähren. Gleichzeitig wurden allerdings Jüdinnen und Juden, die vor dem Nationalsozialismus fliehen wollten, an der Schweizer Grenze abgewiesen.

1950 war ein Viertel der Kantonsbevölkerung römisch-katholisch. Dennoch gab es nur drei anerkannte Kirchgemeinden: Dietikon, Rheinau und Winterthur. Die Kirchgemeinde Zürich war seit 1873 eigenständig und christkatholisch. 60 römisch-katholische Kirchgemeinden waren nicht anerkannt und hingen am finanziellen Tropf der «Inländischen Mission», die vornehmlich von Zentralschweizer Katholikinnen und Katholiken bezahlt wurde. Als störend empfanden die Katholikinnen und Katholiken im Kanton auch, dass sie mit ihren Steuern die Löhne der reformierten Pfarrer und den Unterhalt reformierter Gebäude mittragen mussten.

Nach langen Beratungen kamen 1963 vier Vorlagen vors Volk: ein katholisches Kirchengesetz, ein Gesetz über die reformierte Landeskirche, ein Gesetz über die notwendigen Verfassungsänderungen und ein Gesetz über das Frauenstimmrecht in kirchlichen Angelegenheiten. Alle vier Vorlagen wurden deutlich angenommen.

Seither existiert neben der Evangelisch-reformierten Landeskirche und ihren Kirchgemeinden und der Christkatholischen Kirchgemeinde auch eine kantonale römisch-katholische Körperschaft mit eigenen Kirchgemeinden. Diese Körperschaft beschränkt sich auf den Kanton Zürich und steht parallel zur kirchlichen Struktur mit dem Bischof von Chur an der Spitze. Damit haben die drei öffentlich-rechtlich anerkannten

Aufbruch und Wandel (1950–heute)

Seither existiert neben der Evangelisch-reformierten Landeskirche und ihren Kirchgemeinden und der Christkatholischen Kirchgemeinde auch eine kantonale römisch-katholische Körperschaft mit eigenen Kirchgemeinden. Diese Körperschaft beschränkt sich auf den Kanton Zürich und steht parallel zur kirchlichen Struktur mit dem Bischof von Chur an der Spitze. Damit haben die drei öffentlich-rechtlich anerkannten



**Die Mahmud Moschee an der Forchstrasse
in Zürich, 1986**

Foto: ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv / Zsolt Somorjai

ten kirchlichen Körperschaften eine ähnliche Struktur wie der Staat, mit Kanton und Gemeinden. Beim Frauenstimmrecht waren die kirchlichen Körperschaften sogar Vorreiterinnen: Politische Gemeinden führten es erst 1969 ein, der Kanton 1970, der Bund 1971. Auch ausserhalb der christlichen Konfessionen geschah Bedeutendes: 1950 kamen die «Breslauer Schriften», ein bedeutendes jüdisches Kulturgut, das den Nationalsozialismus überlebt hat, in die Schweiz, davon ein grosser Teil nach Zürich. 1963 eröffnete in Zürich die erste Moschee der Schweiz. 1978 gründete sich die Jüdische Liberale Gemeinde Or Chadasch. Die Zeit der beiden grossen Volkskirchen neigte sich ab den 1970er-Jahren dem Ende zu. 1970 gab es noch 17 500 Einwohnende ohne Religions- oder Konfessionszugehörigkeit; im Jahr 2000 waren es bereits 165 000. Diese Gruppe ist heterogen: Sie reicht von Enttäuschten über spirituell Suchende bis zu Atheisten. Der Anteil Musliminnen und Muslime wuchs von knapp 4000 im Jahr 1970 auf 66 500 im Jahr 2000. Ursächlich waren hierfür insbesondere die Jugoslawien-Kriege, die Fluchtbewegungen ausgelöst hatten.

1977 und 1995 strebten Volksinitiativen die Trennung von Kirche und Staat an. Sie begründeten dies mit der vollkommenen Religionsfreiheit und dem Abbau von Privilegien, scheiterten an der Urne aber deutlich. In den 1990er-Jahren wurden Sozialbilanzen beliebt, die aufzeigen sollten, was die kirchlichen Körperschaften für Werte an Sozialem, Bildung und Kultur erbringen. Die Studien ergaben, dass sie weitaus mehr Leistungen von gesamtgesellschaftlicher Bedeutung erbringen, als sie an kantonalen Beiträgen erhalten. Diese Studien lassen sich zudem erweitern: Nicht nur die kirchlichen Körperschaften erbringen Leistungen zugunsten der Gesellschaft, sondern auch die übrigen Religionsgemeinschaften.

Um die Jahrtausendwende wurde die interreligiöse Zusammenarbeit gestärkt. Am 1997 gegründeten Zürcher Forum der Religionen treffen sich 10 Religionsgemeinschaften zusammen mit einer städtischen und einer kantonalen Fachstelle. Am 2004 gegründeten Interreligiösen Runden Tisch sind neun

Religionsgemeinschaften miteinander im Gespräch. Auch traurige Kapitel der Zürcher Religionsgeschichte wurden aufgearbeitet: An der Schipfe erinnert eine Gedenkplatte an Täufer, die im 16. Jahrhundert in der Limmat ertränkt wurden.

Der Versuch jedoch, die Zürcher Religionsgesetzgebung der gewandelten Zeit anzupassen, scheiterte 2003. Sowohl die Verfassungsänderung als auch das (neue) Kirchengesetz und das Gesetz über die Anerkennung von Religionsgemeinschaften verwarf die Stimmbevölkerung an der Urne.

Mit der neuen Kantonsverfassung von 2005 wurden dann neben den drei kirchlichen Körperschaften erstmals zwei jüdische Gemeinden öffentlich anerkannt:

die Israelitische Cultusgemeinde und die Jüdische Liberale Gemeinde Or Chadasch. Das Kirchengesetz und das Gesetz über die anerkannten jüdischen Gemeinden wurden 2007 erlassen und traten 2010 in Kraft. Ein deutliches Zeichen des interreligiösen

Zusammenlebens war 2025, dass sich die reformierte Landeskirche und die katholische Körperschaft bereit erklärten, nicht-anerkannte Religionsgemeinschaften von 2026 bis 2031 mit je einer Million Franken pro Jahr zu unterstützen.

Die Religionslandschaft im Kanton Zürich ist heute vielfältig. Es gibt ungefähr 90 Moscheen, von denen knapp zwei Fünftel der 1995 gegründeten Vereinigung der Islamischen Organisationen in Zürich angehören. Es bestehen fünf jüdische Gemeinden und etwa zehn weitere jüdische Gemeinschaften. Dem 2014 gegründeten Verband Orthodoxer Kirchen im Kanton Zürich haben sich 13 christlich-orthodoxe Kirchen angeschlossen. Daneben bestehen weitere christlich-orthodoxe und ebenfalls viele Dutzend weitere, insbesondere freikirchliche Gemeinschaften – neben Anhängerinnen und Anhängern beispielsweise des Hinduismus oder des Buddhismus.

Eine gesamtgesellschaftliche Diskussion wird zeigen müssen, ob der Kreis der anerkannten Gemeinschaften grösser wird. Und ob damit alle, die schon heute Leistungen für die gesamte Gesellschaft erbringen, dafür auch finanzielle Unterstützung vom Staat bekommen.

1963 eröffnete in Zürich die erste Moschee der Schweiz.



Russisch-orthodoxer Gottesdienst in Zürich-Fluntern, 1978

Foto: ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv / Christof Sonderegger

Mit Rat, Tat und einem Infomobil vor dem Gefängnis

Von Geraldine Bidermann

Es ist früh am Morgen, die Polizei steht vor der Tür. Und das Leben ändert sich – von einem Moment auf den anderen. Ein Vater, ein Sohn, ein Partner wird abgeführt. Kinder im Pyjama stehen im Gang, zurück bleiben Leere, Angst, Ratlosigkeit. Manchmal geschieht die Verhaftung auch auf dem Weg zur Arbeit, beim Einkaufen oder im Auto. Dann weiss die Familie nicht, was passiert ist. Mit jeder Stunde ohne Nachricht wächst die Sorge. «Wo ist er?», «Lebt er?», «Wann kommt er zurück?»

Die Fragen drängen, doch Antworten bleiben oft aus. Wegen der laufenden Strafuntersuchung und auf Grund des Amtsgeheimnisses dürfen die Strafverfolgungsbehörden nur spärlich Informationen an Angehörige herausgeben. Besonders Menschen mit wenig Deutschkenntnissen oder ohne Unterstützungsnetz fühlen sich in dieser Situation überfordert.

«Dann sind wir da», sagt Ivana Mehr von ExtraMural. Seit 2023 begleitet das ökumenische Projekt der reformierten und katholischen Kirche im Kanton Zürich Menschen, deren Angehörige inhaftiert sind. Da rund 94 Prozent der Inhaftierten in der

Schweiz Männer sind, geht es in der Arbeit von ExtraMural meist um Väter, Söhne und Ehemänner – und um die Frauen und Familien, die mit den Folgen leben müssen. Ivana Mehr, die das Projekt leitet, ist oft die erste Ansprechpartnerin, wenn der Alltag plötzlich aus den Fugen gerät. «Viele stehen völlig unter Schock», sagt sie. «Sie wissen nicht, was als Nächstes passiert, und gleichzeitig schämen sie sich. Für viele ist es schwer zu sagen: «Mein Mann wurde verhaftet.»»

Dass die Kirchen hier Verantwortung übernehmen, hat mit einer Lücke zu tun: Es gibt keinen staatlichen Auftrag, Angehörige von Inhaftierten zu betreuen. Justizvollzug und Wiedereingliederung, das zuständige Amt in der JJ, hat zwar in den vergangenen Jahren schon viel angestossen: die Besuchsräume in den Gefängnissen familienfreundlicher gestaltet oder Eltern-Kind-Nachmittage in den Anstalten eingeführt. Und trotzdem braucht es die Arbeit von ExtraMural. «Menschen, die zwischen Stuhl und Bank fallen – genau da sehen wir unseren Platz», erklärt Mehr, die Religionswissenschaften studiert hat.

Die Anlaufstelle berät, orientiert, begleitet. Manche Gespräche dauern nur wenige Minuten, andere ziehen sich über Monate oder gar Jahre. Oft geht es zunächst um praktische Dinge: Wo ist die verhaftete Person? Wie kann ich Kontakt aufnehmen? Was passiert mit dem gemeinsamen Konto, der Wohnung, dem Einkommen? Denn neben der Sorge um den Verhafteten kommt schnell die Erkenntnis, dass Mieten und Krankenkassen weitergezahlt werden müssen. Schon kleine Beträge können die Zurückgebliebenen vor scheinbar unlösbare Probleme stellen. «Ich bekomme Anrufe von Müttern, die zu wenig Geld haben, um Essen für die nächsten Tage zu kaufen», erzählt Mehr.

In Notlagen kann ExtraMural kleine finanzielle Hilfen bei Engpässen leisten oder über Kirchgemeinden den Kontakt zu Sozialdiensten wie «Tischlein deck dich» herstellen. Besonders wichtig ist die niederschwellige Erreichbarkeit: Viele Angehörige schreiben per WhatsApp oder E-Mail in ihrer Muttersprache – Ivana Mehr übersetzt, wenn nötig. «Wichtig ist, dass jemand einfach da ist – ohne zu urteilen», sagt sie. Viele Familien stehen vor einer besonders schwierigen Entscheidung: Sagt man den Kindern, was passiert ist? «Kinder spüren, wenn etwas nicht stimmt», weiss Ivana Mehr. «Schweigen hilft nicht.» ExtraMural rät zu Offenheit und unterstützt Familien bei diesen Gesprächen. Mit kurzen Erklärvideos versucht das Projekt, Ängste abzubauen und den Alltag hinter Gittern greifbarer zu machen. Kinder sollen verstehen, dass ihre Väter oder Mütter nicht verschwunden

sind und auch nicht auf einer langen Reise, sondern an einem Ort, den man besuchen kann. Neben der Einzelberatung gibt es monatliche Gesprächsrunden. Meist kommen Frauen – Mütter, Partnerinnen, Schwestern. Die Delikte der Söhne, Partner, Brüder spielen dabei nur eine sehr untergeordnete Rolle. Entscheidend ist der Austausch, das gegen-

seitige Verständnis. «Viele haben lange niemanden gehabt, mit dem sie offen sprechen konnten», sagt Mehr. «In der Gruppe merken sie: Ich bin nicht allein.»

Auch draussen, direkt vor den Gefängnissen, ist ExtraMural präsent. Zusammen mit dem thematisch ähnlich ausgerichteten Verein

team72 betreibt das Projekt ein Infomobil vor der Justizvollzugsanstalt Pöschwies und dem Gefängnis Zürich West. Freiwillige verteilen Informationsmaterial in verschiedenen Sprachen und bieten den Angehörigen von Inhaftierten eine erste Kontaktmöglichkeit. «Das ist oft der Moment, in dem Menschen zum ersten Mal erfahren, dass es uns gibt», so Mehr. Inzwischen hat die Anlaufstelle fast zweihundert Menschen beraten. Nach drei Pilotjahren ist das Angebot im Kanton Zürich gut verankert und wird fortgeführt. Die Zusammenarbeit mit team72 und Justizvollzug und Wiedereingliederung soll weiter ausgebaut werden. Das Ziel bleibt klar: Angehörige sollen wissen, dass sie in dieser schweren Zeit nicht allein sind. «Ich wäre zufrieden, wenn alle, die in ihrem Umfeld eine Inhaftierung erleben, wenigstens wissen, dass es ExtraMural gibt», sagt Ivana Mehr. «Ob sie das Angebot annehmen, ist ihre Entscheidung – aber die Tür steht offen.» ●

«Wichtig ist, dass jemand einfach da ist – ohne zu urteilen.»

Wiedersehen mit dem Bischof

**Beat Grögli ist seit wenigen Monaten
Bischof des Bistums St. Gallen.
JI-Mitarbeiter Hannes Nussbaumer ging mit
ihm im Gymnasium in die selbe Klasse.
34 Jahre nach der Matura blicken
sie gemeinsam zurück und unterhalten
sich über ihre Lebenswege
und die Rolle eines Bischofs.**

**Beat Grögli beschloss
als Teenager, dass er
Priester werden möchte.
Mit 54 wurde er zum
Bischof geweiht.**



Von Hannes Nussbaumer (Text) und Boris Müller (Fotos)

Das Gymnasium Friedberg am Ortsrand von Gossau im Kanton St. Gallen: eine Schule, geführt und betrieben von Pallottiner-Patres – eine katholische Schule also, aber offen für Schülerinnen und Schüler jeder Herkunft. Auch wenn zu unserer Zeit nur noch wenige Patres im Schulalltag tätig waren: Christliche Werte waren auf dem Friedberg wichtig, aber ebenso ein liberales, sehr menschliches Verständnis von Gesellschaft. Hier gingen Beat Grögli und ich zwei Jahre lang miteinander zur Schule, bevor wir 1991 die Matura machten. Beat lebte in Wil, ich in der Stadt St. Gallen, beide fuhren wir Morgen für Morgen nach Gossau und verbrachten dort unsere Schultage. Beat studierte nach der Matura Theologie. Er liess sich zum Priester weihen, war Vikar in einer Pfarrei in der Stadt St. Gallen und absolvierte anschliessend noch ein Psychologie-Studium in Rom. Bevor er im Sommer 2025 Bischof des Bistums St. Gallen wurde, wirkte er als Dompfarrer in der Kathedrale St. Gallen. In den 34 Jahren seit der Matura haben wir uns nur selten gesehen. Doch wie ich mit Beat in seiner Wohnung im St. Galler Stiftsbezirk sitze und Kaffee trinke, herrscht sofort wieder die alte Vertrautheit. Beat lebt vorerst weiter in der Wohnung des Dompfarrers. Denn im Bischofshaus nebenan lärmen die Baumaschinen. Es wird renoviert, bevor der Neue einzieht.

Beat, Erinnerst du dich gerne zurück an unsere Gymi-Zeit?

Sehr. Es waren für mich prägende Jahre.

Welche Erinnerungen sind die stärksten?

Theaterspielen war sehr wichtig. Wir führten «Unsere kleine Stadt» von Thornton Wilder auf und «Der Bürger als Edelmann» von Molière. In eine Rolle hineinschlüpfen und mit der ganzen Crew ein Theater auf die Beine stellen: Das fand ich grossartig.

Wir – deine ehemaligen Klassenkolleginnen und -kollegen – haben uns sehr über deine Bischofswahl gefreut. Aber überrascht war niemand. Alle fanden: Dass der Grögli ein-

mal Bischof wird – das war klar. War es das für dich auch?

Ich wollte Priester werden und in einer Pfarrei tätig sein. Das war mein Ziel. Einmal Bischof zu werden, war dagegen nullkommanull mein Plan. Ehrlich! Das hat sich erst in den letzten Jahren ein bisschen geändert. Als Dompfarrer steht man automatisch im Schaufenster. Zudem habe ich in zwei Krisensituationen wohl nicht so schlecht reagiert. Weshalb einige Leute zu mir sagten: «Lehne dann bitte nicht ab, wenn dein Name bei der Bischofswahl auf der Liste steht.»

Welche Krisen?

Die eine war Corona, die andere die Pilotstudie zu den Missbrauchsfällen in der katholischen Kirche. Die Studie führte bei den Mitarbeitenden zu einer gewaltigen Erschütterung.

Was hast du als Dompfarrer gemacht?

Wir riefen rasch die Seelsorgerinnen und Seelsorger aus der Region zusammen. Damit diese die Möglichkeit erhielten, sich auszutauschen und zu erzählen, wie die Studienergebnisse sie aufwühlten. Dann schalteten wir im «St. Galler Tagblatt» ein ganzseitiges Inserat mit dem Titel «So nicht!».

... im Inserat habt ihr geschrieben, die Missbrauchsfälle verlangten einen «Kultur- und Strukturwandel» in der katholischen Kirche. Damit sich wirklich etwas ändere, müssten «die grundlegenden Mechanismen der Kirche angegangen werden», konkret: die Machtfrage, die Sexualmoral, das Priesterbild, die Rolle der Frauen sowie die Ausbildungs- und Personalpolitik.

Wir brachten damit zum Ausdruck, dass wir anders Kirche sein wollen und unser Engagement einer anderen Kirche gilt. Sehr viele Seelsorgerinnen und Seelsorger unterschrieben das Inserat.

Dieses Kirche-Sein-Wollen: Dem hast du dich ganz verpflichtet. Gab es ein Schlüs-

selerlebnis, das dich Priester werden liess?

Ich war 14- oder 15-jährig, als der Stadtpfarrer von Wil in einer Predigt sagte, es sei doch schade, dass immer weniger Männer Priester werden würden. Irgendwie hat das bei mir eingeschlagen. Dabei war ich gar nicht so engagiert in der Kirche. Ich war zum Beispiel nie Ministrant. Aber auf dem Heimweg nach dieser Predigt fand ich: Er hat recht! Ich möchte das tun! Zuhause sagte ich den Eltern, dass ich ins Gymnasium wolle. Ich komme aus einer Arbeiterfamilie. Da war weit und breit niemand mit einer Matura.

Wie reagierten die Eltern?

Ich sagte ihnen nicht, dass ich Priester werden möchte. Ich sagte nur, dass ich von der Sekundarschule ans Gymnasium wechseln wolle. Die Eltern schlugen vor, zu einem Berufsberater zu gehen. Dem habe ich vom Berufswunsch berichtet, ihn aber gebeten, den Eltern nichts davon zu erzählen. Das hat er respektiert und in der Besprechung mit den Eltern gesagt, dass ich das Gymnasium schaffen würde und gute Voraussetzungen für einen sozialen Beruf hätte.

Im Gymi hast du dann kein Geheimnis mehr aus deinem Priester-Wunsch gemacht. Das fanden wir anderen, die damals gerade damit beschäftigt waren, erste sexuelle Erfahrungen zu machen, ziemlich sonderbar. Gleichzeitig haben wir dich alle sehr gemocht. Du warst ein unglaublich feiner Kollege. Immer hilfsbereit, immer solidarisch, immer fröhlich. Wie war es für dich?

Ich fühlte mich in unserer Klasse sehr akzeptiert – so, wie ich war, mit diesem, wie soll ich sagen, «originellen» Berufswunsch. Diese Akzeptanz fand ich grossartig. Aber ich fand es eben überhaupt grossartig, wie in dieser Schule die verschiedensten Menschen – es gab ja noch andere schräge Vögel – ihren Platz hatten und einfach dazugehörten. Ich habe mich sehr wohl gefühlt.

Aber wie war das ganz konkret? Zum Beispiel die Schulfeste – es wurde geflirtet,

manche verschwanden zusammen. War das kein Stress?

Ehrlich, das hat mich nicht belastet. Ich glaube, ich konnte dieses Thema auf die Seite legen. Ich würde nicht sagen, ich hätte es unterdrückt. «Auf die Seite legen» trifft es besser. Natürlich weiss ich heute: Man kann das Thema Sexualität nicht einfach in einer Schublade versorgen und meinen, es bleibe dort drin. Die Auseinandersetzung damit ist dann schon noch gekommen. Aber damals, in der Schule, war meine Haltung: Ihr habt euren Weg, und ich gehe jetzt halt einen anderen – und fühle mich deswegen nicht unerfüllt.

Es gibt eine kleine Anekdote, die mir vielleicht auch deshalb in Erinnerung geblieben ist, weil du das Thema Sexualität in dieser

Situation quasi demonstrativ zur Seite legtest – was sonst nicht deine Art war. Ich muss noch vorausschicken: Du warst das Super-Brain der Klasse. Niemand war auch nur annähernd so gut wie du. Immer hattest du Bestnoten. Bis zu dem Tag, an dem wir in der Biologie eine Prüfung

zum Thema Verhütung hatten. Da schriebst du die vermutlich einzige ungenügende Note deiner gesamten Gymi-Zeit ... Was wir anderen natürlich sehr lustig fanden.

Oh ja, daran erinnere ich mich. Ich war ungenügend, das stimmt. Aber ich muss zu meiner Ehrenrettung sagen: Es gab in jener Prüfung einen Gender-Gap. Ich weiss nicht, welche Note du hattest, aber die Jungs waren alle schlecht – durchgehend schlechter als die Mädchen. Deshalb hat uns Vu (unser Biologielehrer namens Vuilleumier) nach der Prüfung ja auch eine Standpauke gehalten. Er war unglaublich wütend: «Typisch Männer, null Interesse am Thema, überlassen alles den Frauen.» Aber die Geschichte geht ja noch weiter.

Ah, ja?

Einige Monate später hatten wir Biologie-Matura. Die Prüfung war mündlich und umfasste den gesamten Stoff. Ich büffelte dieses Verhütungs-Thema wie ein

Verrückter. An der Prüfung mussten wir per Los ein Thema ziehen. Und ich zog prompt die Verhütung. Ich referierte Vu in Grund und Boden – und holte eine glatte Sechs.

Als ich mich auf dieses Gespräch vorbereitete, holte ich unsere Maturazeitung vom Estrich ...

... die steht bei mir auch noch im Gestell ...

... du schilderst darin in einem fiktiven Brief an den damals bereits verstorbenen Heinrich Böll, wie sehr dich dessen Buch «Ansichten eines Clowns» berührt habe – ganz besonders die Stellen, wo Böll «gegen gefühllose Menschen wettert».

Das Buch erzählt von einer Liebesbeziehung, die in katholischen Kreisen einfach nicht ging. Dem Protagonisten wird dann geraten, er solle seine Gefühle unterdrücken, und er bekommt Tipps, wie man das macht – halt die klassischen Askese-Tipps. Der Umgang mit und das Zulassen von Gefühlen ist ein Thema, das mich begleitet. Mir war immer sehr wichtig, dass ich als ganzer Mensch Priester werden konnte, nicht als halber. Und natürlich soll das ganz allgemein gelten. Jeder Mensch muss als ganzer Mensch im Leben Platz haben und damit auch in der Kirche. Oder um es zeitgemässer zu formulieren: Es geht mir um Diversität. Darum, dass Menschen in ihrer Vielfalt – zum Beispiel mit ihren verschiedenen sexuellen Orientierungen – ganz selbstverständlich leben können.

In der Maturazeitung sammelten wir auch die besten Sprüche unserer Lehrerinnen und Lehrer. So sagte Pater Mauchle eines Morgens vor der Klasse: «Letzte Nacht hatte ich den idiotischsten Traum, den ich je gehabt habe. Ich träumte, ich sei Papst geworden.» Ist das ein typischer Priester-Traum?

Also, ich hatte diesen Traum noch nie ...

... und du hast auch keine Alpträume zu deinem neuen Amt?

Nein. Es gibt Leute, die sagen zu mir: «Dieses Amt ist nur schwer.» Ich sehe das nicht so. Ich finde, es ist eine tolle Aufgabe, in der man viel gestalten kann. Zudem

bin ich ja nicht allein. Es gibt eine Bistumsleitung. Da diskutieren wir die wichtigen Fragen. Aber natürlich wird es schwierige Momente geben. Wenn ich einen Entscheid mittragen muss, der mir eigentlich missfällt. Oder wenn ich einen Entscheid nicht so erklären kann, wie ich es gerne möchte, weil ich nicht alles sagen darf. Aber solche Momente erleben auch andere. Politikerinnen und Politiker zum Beispiel.

Momente, in denen man sich einsam fühlt...

Solche wird es geben. Da mache ich mir nichts vor. Wichtig ist einfach, dass mich das Amt nicht deformiert. Ich habe drum zu meinen Freundinnen und Freunden gesagt: Sagt mir unbedingt, wenn ich komisch werde. Wenn ich irgendeinen Tick entwickle und ihr findet: «Also jetzt spinnt er ...»

Die Erwartungen an dich sind hoch – und kommen von allen Seiten. Wie gehst du damit um?

Ganz neu ist das nicht für mich. Auch als Dompfarrer ist man mit Erwartungen konfrontiert. Aber klar, ich kann jetzt mehr entscheiden und verstehe, wenn die Leute zu mir sagen: Du hast jetzt die Position, es anders zu machen. Zum Beispiel die Rolle der Frau neu zu gestalten. Das ist ein wichtiges Thema. Wenn man dabei allein auf die Frage des Frauenpriestertums fokussiert, macht man sich allerdings unglücklich. Weil die Entscheidung hier nicht bei uns liegt, auch nicht bei der Schweizer Bischofskonferenz. Wir müssen in dieser Frage unbedingt alles ausschöpfen, was in unserer Kompetenz liegt: Frauenförderung, Frauen in Leitungs- und Entscheidungspositionen. Da haben wir noch viel Luft nach oben.

Und wenn ich trotzdem eine Antwort möchte auf die Frage: Was findet Bischof Beat zur Frauenordination?

Dann antworte ich: Die theologische Argumentation gegen die Frauenordination ist schwach. Sie «verhebt» für mich nicht. Aber mir ist klar, dass das kulturell eine immense Umwälzung bedeuten würde. Das wurde mir am Babybischof-Kurs drastisch bewusst.

Babybischof-Kurs?

Das ist ein Kurs für alle neuen Bischöfe. Die werden nach Rom eingeladen. 200 neue Bischöfe aus der



Bischof Grögli und sein ehemaliger Schulkollege Hannes Nussbaumer vor dem Portrait von Johann Peter Murer, dem ersten Bischof von St. Gallen.

ganzen Welt. Ich fand's spannend. Und irgendwann ging mir auf: Ich bin nun seit Tagen nur von Männern umgeben, von früh bis spät. Alle Bischöfe: Männer. Alle Referenten: Männer. Unsere Betreuer im Haus, in dem wir untergebracht waren: alles Männer – nämlich Priester, die sonst in diesem Kolleg wohnen und jetzt für uns den Hausdienst machten. Eine reine Männerwelt.

Die Diversität, die dir so wichtig ist, ist also noch ausbaufähig...

Oh ja! Papst Franziskus hat erstmals eine Präfektin ernannt. Auf der politischen Ebene würde man sagen: eine Ministerin. Im Vatikan. Die erste Frau seit 2000 Jahren. Die Ernennung ist jetzt schon eine Zeit her – und man übt im Vatikan noch immer am Umgang mit der Situation. Inzwischen ist zusätzlich ein Propäfekt ernannt worden. Die Präfektin hat also einen Mann zur Seite gestellt bekommen. Man traut der Präfektin das Amt nicht zu. Das zeigt, welch gewaltige Revolution das Frauenpriestertum wäre. Damit sind Ängste verbunden. Es gibt in der katholischen Kirche Männer, für die das Frauenpriestertum psychologisch total bedrohlich ist. Ich glaube, dass die Argumente gegen die Frauenordination viel mit diesen Ängsten zu tun haben.

Es gibt ja noch mehr schwierige Themen: Sexualmoral, Umgang mit Homosexuellen und generell mit LGBTQI-Menschen, Wiederverheiratung von Geschiedenen – kannst du offen sagen, was du dazu denkst?

Ich bin sehr froh um Papst Franziskus, der gesagt hat: «Es ist wichtig, dass man immer die Bedürfnisse des einzelnen Menschen im Auge hat – und auf diese Bedürfnisse seelsorgerlich eingeht.» Franziskus hat die Lehre der Kirche nicht markant geändert. Er hat ein paar Versuchsballone steigen lassen. Zum Beispiel zur Segnung von Homosexuellen. Da hat er ein sehr, sehr vorsichtiges Schreiben herausgegeben. In Europa fand man das Papier lächerlich, weil es nur einen Minischritt macht. In Afrika und Asien stiess dagegen bereits dieser Minischritt auf totale Ablehnung. Ich gehöre als Bischof zum weltweiten Bischofs-

kollegium. Damit ist eine gewisse Loyalität verbunden. Es gibt Positionen, da kann ich mich nicht öffentlich dagegen äussern. Aber ich habe dann immer noch die Möglichkeit, einfach nichts zu sagen. Und ganz sicher lasse ich mir die Freiheit nicht nehmen, im konkreten Fall das zu machen, was ich als Seelsorger richtig finde. Hier kann ich mich auf Papst Franziskus berufen.

Ein bisschen kompliziert ist das Balancieren zwischen abstrakter Lehre und konkretem Alltag aber schon...

Letztlich geht es immer um den Menschen – gerade auch in der Beziehung zu Gott. Ich glaube, dass es eine Beziehung gibt zwischen Gott und dem Menschen und dass der Mensch Erfüllung finden kann, wenn er die Dimension «Gott» mitbedenkt. In unserer Gesellschaft geht es ständig ums Optimieren. Man muss immer noch besser und schöner und erfolgreicher werden. Das ist fast ein Dogma. Da kann die «andere» Botschaft wahnsinnig entlastend sein: Schau, einer hat zu dir immer schon

Ja gesagt. Egal, was du aus dir machst: Das Ja gilt. Wenn ich an dieses Ja glauben kann, nimmt das extrem viel Stress weg.

Du hast vor deiner Wahl in einem Interview gesagt, dein Lieblingsheiliger sei Don Bosco mit seinem Lebensmotto: «Fröhlich sein, Gutes tun und die Spatzen pfeifen lassen.» Auch dein Motto?

Das «St. Galler Tagblatt» titelte über den Kommentar zu meiner Ernennung: «Bischof Beats Reform beginnt leise». Das hat mir sehr gefallen. Wer mich kennt, weiss, dass ich sicher nicht stehen bleiben werde. Ich gehe Themen an, auch schwierige. Aber ich bin keiner mit einer lauten Röhre. Ich sage jetzt etwas Persönliches: Meine Mutter war sehr streng mit mir in Bezug auf meinen Weg. Sie war nicht so begeistert von der Priester-Idee – umso eindringlicher mahnte sie mich: «Hinter dem, was du sagst, musst du stehen können. Das dürfen nicht einfach schöne Phrasen sein.» Das ist bei mir sehr tief drin. Darum sage ich manchmal lieber etwas weniger. ●

«Das Frauenpriestertum wäre eine gewaltige Revolution. Damit sind Ängste verbunden.»

KI und Religion – ein Widerspruch oder eine göttliche Fügung?

Von Nina Yehia

Spätestens seit dem Start von ChatGPT im Jahr 2022 hat sich das Thema Künstliche Intelligenz mit hoher Geschwindigkeit von einer visionären Zukunftstechnologie zu einem festen Bestandteil unseres Alltags entwickelt.

Für die einen ist die Technologie unverzichtbar, bei anderen weckt sie vor allem Skepsis. Ob in der Schule, der Medizin, der Verkehrsplanung oder bei der eigenen Urlaubsplanung – KI durchdringt zunehmend verschiedenste Lebens- und Arbeitsbereiche. Ihr Einfluss auf die Gesellschaft ist dabei tiefgreifend. Fachleute gehen inzwischen davon aus, dass der wirtschaftliche und gesellschaftliche Wandel durch KI sogar grösser sein könnte als jener, den einst die Dampfmaschine auslöste.

Seit der Vorstellung der verschiedenen KI-Systeme werden grundlegende Fragen neu verhandelt: Was bedeutet Intelligenz? Woran messen wir Menschlichkeit? Und wie gestaltet sich das Zusammenleben, wenn Maschinen beginnen, Aufgaben zu übernehmen, die bislang Menschen vorbehalten waren? Auch die Parallelen und Berührungspunkte zwischen Religion und Künstlicher Intelligenz stehen immer häufiger im Fokus – etwa die Frage, ob religiöse Predigerinnen bald von KI-Priestern oder von Roboter-Nonnen ersetzt werden?

Beth Singler, die Assistenzprofessorin für Digital Religions an der Universität Zürich, betont in einem Interview, dass der Umgang religiöser Gemeinschaften mit neuen Technologien üblicherweise ein komplexer und langwieriger Prozess sei. Erstaunlich ist, dass dies bei KI nicht zutrifft.

Ein möglicher Grund dafür ist die Coronapandemie. Als Gottesdienste über Nacht in digitale Räume verlegt werden mussten, entstanden neue Formen religiöser Praxis – oft mit Technologien, in denen bereits

KI-Elemente stecken. In den Zeitungen wird von katholischen KI-Priestern berichtet, die seltsame Antworten geben, oder von Roboter-Priester Min-dar, der im 400 Jahre alten Kodaiji-Tempel in Kyoto seit 2019 Zeremonien leitet. Gleichzeitig wächst im App-Store das Angebot KI-basierter Anwendungen für Meditation, Gebete und seelsorgerische Begleitung (zum Beispiel Calm, Headspace oder Gebetsbots). Zwar bleiben KI-Priesterinnen und Roboter-Mönche bisher Ausnahmen, doch sie sorgen weltweit für grosses Aufsehen.

In der alltäglichen Praxis zeigt sich der Einfluss der Technologie viel pragmatischer: Pfarrpersonen nutzen ChatGPT zur Vorbereitung von Predigten, KI-Tools unterstützen in der Seelsorge oder in der Vermittlung religiöser Lehren.

Eine häufig geäusserte Sorge im Zusammenhang mit KI ist der Verlust von Arbeitsplätzen. Gerade in religiösen Gemeinschaften, die zunehmend Schwierigkeiten haben, ausreichend Priesterinnen und Priester zu finden, erscheint die technologische Entwicklung jedoch fast wie eine göttliche Fügung. Könnten KI-Priester künftig unbesetzte Stellen füllen? Und wie würde sich dies auf die Gemeinschaft auswirken?

Noch sind diese Fragen Gegenstand aktueller Forschungen zu KI. Erste Ergebnisse zeigen, dass die Roboter-Priesterinnen weniger Vertrauen und Glaubwürdigkeit geniessen als ihre menschlichen Pendanten. Gleichzeitig liest man vermehrt, dass sich Menschen in eine KI verlieben oder mit dieser eine Freundschaft pflegen.

Vielleicht ist es also nur eine Frage der Zeit, bis sich diese Offenheit auch gegenüber KI-Priestern zeigt. Ob dies jedoch wünschenswert ist, bleibt eine gesellschaftliche Debatte, die gerade erst begonnen hat. ●

Heiliger Bimbam

Von Benjamin Tommer (Text) und Boris Müller (Foto)

Stefan Mittl kann sich seine Faszination für Kirchenglocken auch nicht erklären. Fest steht: Schon im Kinderwagen äusserte er merkwürdige Laute, wenn ihn seine Mutter an läutenden Glocken vorbeisob. Die Begeisterung blieb: Als Zwölfjähriger gab er sein erstes Radio-Interview zum Thema Glockengeläut und es gab Zeiten, da «verchlöpfte» er sein ganzes Sackgeld für den Kauf von Musikkassetten oder Minidisks, auf die er Glockengeläut verschiedenster Kirchen bannte. Vielleicht, so geht die Legende zur Ursachenfrage in seiner Familie, sei er ein Kuckucks-kind-Nachfahre eines katholischen Priesters.

Stefan Mittl und die Kirchenglocken – das ist eine facettenreiche Geschichte.

Jahrelang begleitete er in seiner Freizeit Aufnahme-Equipen von Radio DRS mit deren Studer-Revox-Aufnahmegerät. Um den Autolärm fernzuhalten, liess man damals für die Zeit der Geläute-Aufzeichnung ganze Strassen sperren. Und teilweise versuchte man sogar, auf den Flugplan des Flughafens einzuwirken. Seit den 1980er-Jahren hat er so die Mehrzahl der Kirchenglocken der Deutschschweiz eingefangen. Zu hören waren die Klänge jahrelang in «Glocken der Heimat» auf Radio SRF. Heute nimmt der 55-Jährige fast nicht mehr auf, er hört lieber live. Beruflich ist Mittl unterdessen Leiter Abstimmungen

und Wahlen der Stadt Zürich. Und Glockenexperte. Der Begriff gefällt ihm allerdings nicht, «Experte» sei ein inflationär verwendeter Begriff. Er sei Autodidakt und gewiss ein Mensch mit viel Erfahrungswissen rund um Kirchenglocken. Seine Wahrnehmung sei aber ganz und gar subjektiv. Wenn er beschreiben soll, was für ihn ein tolles Geläut ausmacht, gerät er ins Schwärmen: Sonor soll es sein, aber nicht aufdringlich. Die Tonfolge gefällt ihm umso besser, je schräger sie ist. Und andernfalls immerhin keine reinharmonischen, sondern vielmehr melodische Tonfolgen. Vor allem aber bitte nicht schrill und schroff. Die Klangentfaltung muss schön, das Geläut nicht störend sein, sondern im Idealfall belebend und ausgefüllt.

Kirchenglocken prägen den Klang der Schweiz seit vielen Jahrhunderten. Manche Glocken schlagen unverändert seit 700 Jahren. Die Zahl der Glocken im Land schätzt Mittl auf 20 000. Die Rechnung dahinter: Rund 5000 Kirchen à durchschnittlich 4 Glocken, profane Schulhausglocken nicht eingerechnet. Das schwerste Exemplar im Land wiegt mehr als 10 Tonnen. Mit 6,22 Tonnen die schwerste Glocke des Kantons hängt in der Pauluskirche in Zürich-Unterstrass, gegossen 1933 in der Glockengiesserei Rüetschi AG in Aarau. Mittl kennt sich auch



Stefan Mittl vor den Glocken der Kirche St. Theresia in Zürich.

mit Glockenguss aus. Er ist Co-Autor des Buches «Glocken für die Ewigkeit» über die genannte Gieserei. Technisch betrachtet sind die Kirchenglocken seit dem 13. Jahrhundert erfunden. Sie bestehen seit damals grossmehrerheitlich aus einer Legierung mit 79 Prozent Kupfer und 21 Prozent Zinn. Die Klangfarbe wird primär durch die Rippe bestimmt, also die Form des Glockenkörpers im Profil. Gestimmt werden kann sie durch Schleifen, aber eigentlich nur in eine Richtung: tiefer.

Mitte des 20. Jahrhunderts erlebte die Schweiz ein eigentliches Kirchenglocken-Wettrüsten. «Es war ein Fernduell zwischen Katholiken und Reformierten über die Kirchtürme», erzählt Mittl. Der simple Massstab: Wer hat den grösseren Turm, die schwereren, die tontieferen und bevorzugt auch gleich noch lauterer Glocken? Diesem Wettlauf fielen viele Dachreiter-Glockentürmchen auf Kirchenschiffen zum Opfer. Die kleinen Türme konnten keine beeindruckenden Glocken tragen. Seit den Kirchen aber die Mitglieder abhandkommen und sich immer mehr Menschen durch Lärm geplagt fühlen, ist das Glocken-Wettrüsten vorbei.

Die ursprüngliche Bedeutung des Kirchengeläuts war die des Rufens – zum Gebet, vom Feld, zum Gottesdienst. Jetzt, wo alle eine Uhr am Handgelenk oder als Mobiltelefon mit sich herumtragen, ist der einstige Zweck verloren. «Nüchtern betrachtet braucht heute niemand mehr den Stundenschlag vom Kirchturm», stellt Mittl bedauernd fest. Mittl selbst ist nicht eigentlich religiös, schätzt aber die diakonische und damit gesellschaftliche Arbeit der Kirchen. Er wurde katholisch geboren, nach dem frühen Tod des Vaters konvertierte die Familie zum Protestantismus. Heute bezeichnet sich Mittl überzeugt als «protestholisch».

Für ihn ist das Geläut der Kirchen eine bereichernde Begleitung durch den Tag. Es ruft in Erinnerung, dass es noch eine Kirche gibt, die im Namen der Gemeinschaft hoffentlich Gutes tut.

Kirchenglocken mögen die Herzen mancher erfreuen – für andere sind sie blosser Quell von Ärger. Mittl

kennt die Diskussion. Er war jahrelang als, pardon, Experte auf Podien zu Kirchengeläut zu Gast. Der Streit begann in den 1970er-Jahren. Die Leute merkten damals, dass man selbst gegen Autoritäten wie die Kirche aufbegehren konnte, und begannen zu maulen.

Mittl versteht die Kritik teilweise; namentlich schrilles, zu lautes und monotones Geläut könne am Nerv zehren, findet er. Oft gehe es beim Streit um Kirchenglocken aber um anderes: um die negativen Folgen von Verdichtung. Mit wachsender Bevölkerung sei zunehmend näher an die Kirchen heran gebaut worden. Mit den genannten Folgen. Der Zank ums Glockengeläut ist nach Ansicht von Mittl aber am Abflachen. Viele

Gemeinden gehen das Problem heute aktiv an. Durch einfache Massnahmen wie optimierte Klöppel oder Holzjalousien liessen sich unangenehme Begleitwirkungen von Kirchenglocken dämpfen. Das hat Mittl auch selbst herausgefunden – in seiner Garage in Birmensdorf. Er, der wie sein Vater

gern Handwerker geworden wäre, dazu aber nicht das nötige Geschick erbt, tüftelt dort zuweilen an Glockenklängen herum. Er hat drei eigene Glocken, die ihm auch zum Experimentieren dienen; die schwerste wiegt 300 Kilogramm. Die bringt er auch bei besonderen Ereignissen zum Schwingen. Lange Jahre tat er das, wenn zum Beispiel Roger Federer einen grossen Sieg zu feiern hatte. Oder er weist mit einem Geläut auf den Tod von bedeutenden Zeitgenossen hin, zuletzt bei alt Ständerätin Vreni Spoerry. Dieser Spleen ist in seinem Wohnquartier bekannt, weshalb er damit gemäss eigener Aussage auf viel Verständnis und Wohlwollen stösst.

Wie geht es weiter mit dem Glockengeläut? «Unsere Kirchenglocken werden auch in 50 Jahren noch läuten», gibt sich Mittl überzeugt, dann aber wohl mit nochmals reduzierter religiöser Bedeutung. Verschiedene Kirchgemeinden haben die Bevölkerung schon gefragt, was sie vom Glockengeläut hält. Das Resultat war immer dasselbe: Die klare Mehrheit will sie läuten hören – zur grossen Freude von Stefan Mittl.



Gott und die Welt

14 (mehr oder weniger) spirituelle Songs

Von Andrea Bleicher



One of us
Joan Osborne



Spirit in the sky
Norman Greenbaum



God is a woman
Ariana Grande



We pray
Coldplay



Judas
Lady Gaga



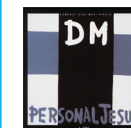
Way down in the hole
Tom Waits



Hallelujah
Leonard Cohen



Dios es un stalker
Rosalía



Personal Jesus
Depeche Mode



Gott steh mir bei
Adel Tawil



My sweet lord
George Harrison



Take me to church
Hozier



Beten
Die Toten Hosen



Kyrie
Mr. Mister



Die Playliste

Brücken bauen

Von Thomas Gerber, Fachstelle Brückenbauer, Präventionsabteilung, Kantonspolizei Zürich

Seit 2008 gibt es bei der Kantonspolizei Zürich ein Team mit einem besonderen Auftrag: Brücken bauen. Polizistinnen und Polizisten aus verschiedenen Abteilungen fördern im Nebenamt das Verständnis zwischen Polizei und ausländischer Bevölkerung. Was das Ausländer- und Integrationsgesetz (AIG) in Artikel 53 und 57 fordert – «Bestrebungen unterstützen, die das Zusammenleben erleichtern» – setzen sie in die Praxis um.

Das Team verfolgt zwei Ziele: Menschen mit Migrationshintergrund sollen die Aufgaben und Anliegen der Polizei besser verstehen. Gleichzeitig vermittelt es den Kolleginnen und Kollegen Wissen über Kulturen und Bräuche – interkulturelle Kompetenz, die im Alltag oft entscheidend ist. Der Tag einer Brückenbauerin beginnt meist am regulären Arbeitsplatz: im Polizei- und Justizzentrum PJZ oder auf einem Polizeiposten im Kanton. Brückenbauerin ist sie nebenbei – ihre Hauptaufgabe bleibt davon getrennt. Heute startet sie später, denn ihr Einsatz dauert bis in den Abend.

Auf ihrem Schreibtisch stapeln sich Unterlagen: eine PowerPoint-Präsentation mit Ton, Präventionsmaterial, sogar ein Beamer, den sie selbst mitbringt. Am Nachmittag hält sie in einer Integrationsklasse den Vortrag «Die Polizei». Eingeladen hat eine NGO.

«Das ist das Sinnvollste, was ich je gemacht habe.»

Rund 15 Erwachsene mit Asylhintergrund, Sprachniveau A2, nehmen teil. Die Polizistin erklärt komplizierte Begriffe wie «gesetzmässig» oder «verhältnismässig» mit einfachen Beispielen. Die Teilnehmenden üben eine Personenkontrolle, lernen, wann und wie sie die Polizei kontaktieren können. Und schöpfen Vertrauen.

Mitten in der Vorbereitung lächelt sie. «Das ist mitunter das Sinnvollste, was ich je gemacht habe», sagte kürzlich eine Kollegin aus dem Team.

Am Freitag steht ein anderer Termin an: ein Treffen mit dem Vorstand einer Religionsgemeinschaft. Den

Besuch hat die Brückenbauerin vor drei Wochen telefonisch arrangiert. Ein Vorstandsmitglied ist neu im Amt, und die Gemeinschaft hat endlich eine eigene religiöse Betreuungsperson gefunden. Diese beiden Schlüsselpersonen will die

Brückenbauerin kennenlernen, ein Vertreter der lokalen Polizei begleitet sie. Hier tut sie, was ihr Name verspricht: Sie bringt Menschen zusammen, baut Brücken. Interkulturelle Netzwerkpflege nennt das Team diese Arbeit.

Im Gegensatz zum Vortrag bei der NGO, bei dem die Polizistin die Teilnehmenden wohl nur einmal sieht, ist die Arbeit mit der Religionsgemeinschaft langfristig. Die Brückenbauerin kennt den Vorstand

seit Jahren, hat die Höhen und Tiefen der Vereinigung miterlebt. Sie weiss, wie die Gemeinschaft angefeindet wurde, und zeigte ihr, wie sie strafrechtlich korrekt reagieren konnte. Vor zwei Jahren verbrachte sie einen Abend mit Jugendlichen des Vereins. Es ging um Präventionsthemen: Sie ermutigte die Teilnehmenden, Cybermobbing nicht hinzunehmen, und sprach über Sicherheit in der digitalen und analogen Welt. Der Anlass fand in den Räumen der Religionsgemeinschaft statt, doch die Themen reichten weit über deren Grenzen hinaus.

Vielleicht ist der Verein bereit, bald mit ihr einen Anlass zum Thema «Gemeinsam gegen Hass» zu organisieren?

Diese Idee bespricht sie mit einem Teamkollegen. Er kommt gerade aus der Polizeischule zurück, wo er eine Doppelkennung über interkulturelle Kompetenz gehalten hat. Der Ansatz: Brückenbauerinnen und Brückenbauer befähigen die Aspirantinnen und Aspiranten, kultursensibel zu handeln. Erfolgreiches Community Policing erfordert Fingerspitzengefühl, um polizeiliche Aufgaben in einem multikulturellen Umfeld zu meistern. Rund 16 Polizistinnen und Polizisten engagieren sich bei der Kantonspolizei Zürich als Brückenbauer. Weitere arbeiten bei den Stadtpolizeien Winterthur und Zürich. Sie sind vernetzt, auch mit ähnlichen Stellen in der ganzen Schweiz.

Trotz der Herausforderung, Zeitfenster im Tagesgeschäft freizuschaukeln und verschiedene Rollen zu vereinen, macht die Brückenbauerin ihre Arbeit gerne – und mit Stolz. Sie trägt dazu bei, die Zusammenarbeit mit den Religionsgemeinschaften seitens der Polizei zu stärken. Und: Das Brückenbauerteam freut sich auch auf die Kooperation mit der neuen kantonalen Fachstelle Religion.



Die Verwandlung

Eines wird zur Schule, eines zum Restaurant, eines war eine Bibliothek und eines beherbergt das Parlament: Gotteshäuser und ihre neue Nutzung.



Die Inselhofkappelle der Evangelisch Methodistischen Kirchgemeinde Zelthof in Zürich ist heute das Restaurant «Blinde Kuh».

Von Andrea Bleicher

Die Kirchen verlieren immer mehr Mitglieder. Eine der Folgen: Künftig werden wohl viele Gotteshäuser und Kapellen zweckentfremdet werden müssen. Was macht man mit diesen besonderen Immobilien? Gefängnisse, Bordelle und Kirchen hätten eins gemeinsam, erklärte der französische Philosoph Michel Foucault einst: Sie seien «Heterotopien», Räume, denen das Anderssein in einer sonst durchfunktionalisierten Welt gemeinsam sei. Aber mindestens eine dieser Heterotopien hat an Zuspruch verloren: In Ermangelung von Gläubigen leeren sich die Sakralräume. Doch statt die kirchlichen Baubestände stillstehen zu lassen, suchen die Kirchengemeinden nach Lösungen. Alternativen sind gefragt. So wurde aus der Inselhofkapelle im Zürcher Seefeld das Restaurant «Blinde Kuh», in der Bullingerkirche tagen die Zürcher Parlamente, in Winterthur machte man die Kirche Rosenberg zu einem Covid-Impfzentrum, in der reformierten Kirche Wipkingen werden künftig Schülerinnen und Schüler betreut. Eine Datenbank der Universität Bern zählt landesweit 228 Kirchen, Kapellen und Klöster, die seit 1990 umgenutzt wurden, 31 davon im Kanton Zürich.

«Profanisierung» nennt sich die weltliche Nutzung von Sakralbauten. Nicht immer ist man sich dabei einig, was sich schickt und was nicht. «Gelungen ist eine Umwidmung dann, wenn viele Leute etwas davon haben», sagt Professorin Stefanie Lieb, die zur Umnutzung von Kirchengebäuden forscht. Reiner Kommerz passe nicht. «Kirchen sind keine Wegwerfarchitektur.»

Wie viele Neuauflagen ein Gotteshaus haben kann, zeigt ein prominentes Beispiel mitten in Zürich: Die Wasserkirche wurde nach der Reformation leergeräumt, diente dann als Markthalle, öffentliche Bibliothek und zur Lagerung von Trockenfrüchten. Heute ist die «Alleskönnerin», wie eine Publikation der reformierten Kirche Zürichs sie nannte, ein Kulturort, an dem Lesungen, Konzerte, Ausstellungen und zur Streetparade auch Raver-Gottesdienste stattfinden.



Die Bullingerkirche ist zum Rathausprovisorium umgebaut worden und beherbergt die Parlamente der Stadt und des Kantons Zürich.

Fotos: Baugeschichtliches Archiv Maurice Grüning, Juliet Haller



Die Wasserkirche in Zürich wurde schon 1634 zur öffentlichen Bibliothek. Heute finden Kunstprojekte in der Kirche ein Zuhause, wie etwa die Lichtshow «Flow» des Kollektivs Projekttil, die am 9. Januar beginnt.



Die reformierte Kirche Wipkingen wird ab 2026 für die Betreuung von Schülerinnen und Schülern umgenutzt.

Fotos: Stadt Zürich Amt für Hochbauten, Baugeschichtliches Archiv Jean Gut, Michael Wolgensinger
Visualisierung: (c) Nighthorse Images AG

Die Seelsorge auf dem Prüfstand

Von Jérôme Endrass, Rahel Bader und Astrid Rossegger

Vor zehn Jahren erschütterte ein schwerwiegender sexueller Missbrauchsskandal Frankreich. Die katholische Kirche hatte einen Pädophilen über Jahre hinweg gedeckt. Staatliche und kirchliche Organe hatten auf der ganzen Linie versagt. Bekannt wurde der Skandal erst aufgrund einer Bürgerbewegung. «La Parole Libérée» trat 2015 in Erscheinung und vertrat Dutzende Opfer sexueller Übergriffe. Die Opfer vereinte, dass sie alle Übergriffe von ein und demselben Priester erlebt hatten: Bernard Preynat.

Preynat leitete als katholischer Priester in den 1970er- und 1980er-Jahren Pfadfinderlager. Er galt als umgänglicher, engagierter und erfolgreicher Jugendseelsorger. Die von ihm organisierten Lager waren sehr beliebt; das Zelten in der Natur, die Lagerfeuerromantik und die gemeinsamen Aktivitäten im Freien stiessen bei Eltern und Kindern auf Begeisterung. Was weder Eltern noch Kinder wussten: Preynat war pädophil. Das gestand er Jahre nach seinen Übergriffen gegenüber gewissen Opfern ein – wobei er dabei die Auswirkungen seiner Taten gleich wieder herunterspielte. Aber Preynat war nicht nur pädophil, er wies auch ein sehr starkes sexuelles Verlangen auf. Es sind zwar keine genauen Zahlen bekannt, aber Schätzungen gehen davon aus, dass Tausende Minderjährige Opfer der sexuellen Übergriffe von Preynat wurden.

In den 1970er- und 80er-Jahren war das Thema des sexuellen Missbrauchs sehr selten Gegenstand des

öffentlichen Diskurses. In der Öffentlichkeit war weder die Häufigkeit der Übergriffe bekannt, noch bestand Einigkeit darüber, was genau ein Übergriff war oder in welchen Situationen sich Übergriffe typischerweise ereigneten. Vergewaltigung in der Ehe war damals noch nicht als solche anerkannt und auch nicht strafbar. Zeitzeugnisse wie zum Beispiel die Aufzeichnungen von Daniel Cohn-Bendit, dem als «roter Dany» bekannten Anführer der 68er-Studentenbewegung in Paris, weisen auf einen arg «lockeren» Umgang mit kindlicher Sexualität hin. Es war auch die Epoche, in welcher es Bestrebungen in progressiven Kreisen gab, die Pädosexualität zu entkriminalisieren. Sexuelle Beziehungen zwischen Erwachsenen und Kindern sollten straffrei bleiben. Neben der aus heutiger Sicht stark verharmlosenden Betrachtung pädophiler Neigungen bestand auch eine deutlich ausgeprägte Arglosigkeit gegenüber dem Phänomen des sexuellen Missbrauchs durch Autoritäts- und Bezugspersonen. Viele Eltern konnten oder wollten sich gar nicht ausmalen, dass Gefahr von Betreuungspersonen drohte, denen sie ihre Kinder anvertrauten. Und die Kinder, die merkten, dass etwas nicht stimmte, hatten weder Worte noch Ansprechpersonen, um ihrer Ohnmacht und Verzweiflung Ausdruck zu verleihen. So blieb vieles unausgesprochen, unentdeckt. Einige Opfer konnten sich mit der Ohnmacht knapp arrangieren, bei vielen hinterliessen die Missbrauchserfahrungen

Verletzungen, die mit jahrelangem oder lebenslangem Leiden einhergingen.

In den 1990er-Jahren wurde das Thema des sexuellen Missbrauchs häufiger in öffentlichen Debatten thematisiert. Wissenschaftliche Untersuchungen zeigten auf, dass es deutlich öfter zu Missbräuchen kam als von vielen vermutet: Zirka jedes fünfte Mädchen und jeder sechste Junge waren vermutlich vor dem vollendeten 18. Lebensjahr Opfer von sexueller Gewalt geworden. Es wurde deutlich, dass sexueller Missbrauch ein Thema ist, das eine eingehendere Auseinandersetzung erfordert. Untersuchungen und Bekenntnisse von Betroffenen führten vor Augen, dass viel zu häufig weggeschaut worden war, dass Meldungen nicht ernst genommen wurden und selbst dort, wo reagiert wurde, die Auswirkungen für die Täter meist äusserst moderat waren.

Zu Beginn des Millenniums erschütterte dann eine grosse Untersuchung die US-amerikanische Öffentlichkeit. Eine Recherche von Investigativjournalisten der «Spotlight-Gruppe» des Boston Globe zeigte einen Missbrauchsskandal auf, der ein Strickmuster aufwies, das sich leider als typisch erweisen sollte. Priester missbrauchten Minderjährige; diese konnten sich niemandem anvertrauen. Wenn sie es taten, glaubte man ihnen nicht. Wenn die Taten so offensichtlich waren, dass man die Augen davor nicht mehr verschliessen konnte, wurden die Täter versetzt oder in Therapie geschickt. In der Regel blieb der Missbrauch weitgehend folgen- und straflos. Viele Täter wurden rückfällig. Für viele Opfer war gerade dieser Umstand ein Schlag ins Gesicht: Unzählige Übergriffe im kirchlichen Kontext wurden von Personen verübt, die innerkirchlich als Missbrauchstäter bekannt waren. Taten, die man hätte leicht verhindern können – hätte man nur gehandelt.

Auf den Missbrauchsskandal in den USA folgten viele weitere. Eine 2023 publizierte Pilotuntersuchung über sexuellen Missbrauch in der katholischen Kirche in der Schweiz zeigte auf, dass unser Land in den letzten Jahrzehnten in vergleichbarem Umfang von sexuellem Missbrauch betroffen war wie andere Länder. Verantwortliche der katholischen Kirche äusserten ihr Bedauern und beteuerten, dass viel unternommen werde, um dem Missbrauch in den eigenen Reihen Einhalt zu gebieten. Tatsächlich gab es in den letzten zwei Jahrzehnten mehrere Anläufe, um das Problem in den Griff zu bekommen. Kritiker monierten allerdings, dass zu wenig und zu spät

gehandelt wurde. Zudem seien die getroffenen Massnahmen zu wenig verbindlich.

Ausgehend von diesen Entwicklungen wurde im Kanton Zürich auf Initiative der JI eine Arbeitsgruppe ins Leben gerufen, die sich zum Ziel gesetzt hatte, ein Selektionsverfahren für Seelsorgende zu kon-

zipieren. Aus Sicht der Kirche als Organisation und natürlich auch ihrer Mitglieder ging es darum, mögliche Intensivtäter gar nicht erst einzustellen. Aus diesem Grund brauchte es ein Selektionsverfahren, das unter anderem darauf ausgerichtet war, forensische Extremdispositionen frühzeitig zu erkennen. Verschiedene Arbeitgeber sind an forensisch ausgerichteten Selektionsverfahren interessiert. Zum Beispiel Banken, wenn es darum geht, Personen für besonders vertrauensvolle Positionen in der IT zu rekrutieren, oder Nachrichtendienste, wenn Analysten gesucht werden, die zu Geheimnisträgern werden sollten. In der Schweizer Armee wurde für das Kommando Spezialkräfte ein Selektionsverfahren entwickelt, das es ermöglichen sollte, Operateure für Spezialkräfte zu rekrutieren, denen bedenkenlos Zugang zu Waffen- und Informationstechnologie gewährt werden konnte. Das forensische Selektions-

In der Regel blieb der Missbrauch weitgehend folgen- und straflos.

tionsverfahren des Kommandos Spezialkräfte gilt als Erfolgsmodell und konnte somit als Blaupause für die Rekrutierung von Seelsorgenden in der katholischen Kirche dienen. Mit der forensischen Betrachtungsweise sollte sichergestellt werden, dass niemand mit einer forensisch relevanten Disposition – zum Beispiel mit Gewaltvorbelastung oder Vorstrafen – als Seelsorgerin oder Seelsorger angestellt wird.

Studien zum sexuellen Missbrauch in der katholischen Kirche zeigen, dass weniger als 5 Prozent der Priester zu Tätern wurden. Dies bedeutet allerdings nicht, dass 5 Prozent der kandidierenden Seelsorgenden pädophil sein könnten. Dies aus folgenden Gründen: Die bisher bekannten Taten erfolgten mehrheitlich vor den 1990er-Jahren – seitdem wurden deutlich weniger Taten registriert. Es ist davon auszugehen, dass ein relevanter Anteil der Täter nicht pädophil war, sondern Abhängige missbrauchte, weil sie in der damaligen Zeit keine andere Möglichkeit hatten, ihre sexuellen Bedürfnisse auszuleben. Ausserdem zeigt sich, dass ein Grossteil der Bewerbenden für die Seelsorge weiblich ist. Frauen haben allerdings bei den Missbrauchsskandalen eine untergeordnete Rolle gespielt, sodass angenommen werden kann, dass deutlich weniger als 5 Prozent der Kandidierenden eine pädophile Präferenz haben.

Obwohl das ursprüngliche Ziel des Selektionsverfahrens darin bestand, zu verhindern, dass Personen mit einem forensisch auffälligen Profil eingestellt werden, wurde zunehmend der Ruf laut, im selben Verfahren auch die Eignung im positiven Sinn zu prüfen. Denn bei einer forensischen Abklärung wird lediglich darauf geschaut, ob jemand auffällige Merkmale mit sich bringt, die das Risiko einer Straftat erhöhen. Wenn jemand als forensisch unauffällig gilt,

bedeutet das allerdings noch lange nicht, dass diese Person auch dafür geeignet ist, eine ihr zugedachte Position zu übernehmen.

Für die Arbeit in der Seelsorge braucht es weit mehr, als nur nicht-destruktiv zu sein. Was es allerdings wirklich braucht, wurde bislang noch nicht psychologisch «übersetzt». In der Umsetzung eines psychologischen Anforderungsprofils lag denn auch der Kern der Entwicklung des neuen Selektionsverfahrens. Ein solches Profil ist die Voraussetzung, damit sich mit standardisierten, evidenzbasierten Methoden feststellen lässt, ob eine kandidierende Person tatsächlich für die anspruchsvolle Aufgabe in der Seelsorge qualifiziert ist.

Die Rekrutierung von Seelsorgerinnen und Seelsorgern für die katholische Kirche erfolgt heute in mehreren Stufen. In einem ersten Schritt werden mithilfe psychometrischer Verfahren die Grundlagen für die weiteren diagnostischen Abklärungsschritte gelegt. In einem nächsten Schritt wird im Rahmen der forensischen Untersuchung festgestellt, ob forensisch relevante Risikomerkmale vorliegen. In einem

dritten Schritt wird schliesslich überprüft, inwieweit die Kompetenzen der kandidierenden Person mit dem Anforderungsprofil übereinstimmen. Die daraus resultierenden Berichte liefern die Grundlage, ob eine Person in der Seelsorge eingesetzt werden soll oder nicht.

Das neue Selektionsverfahren unterstützt kirchliche und staatliche Verantwortungsträger bei der Personalselektion. Doch hätte damit ein Fall Preynat verhindert werden können? Preynat gab freimütig zu, pädophil zu sein. Er tat dies sowohl, als er von seinen Opfern konfrontiert wurde, als auch in anderen Kontexten. Seine Auffälligkeit war so prägnant, dass er mit einem solchen Selektionsverfahren wohl gar nie als Priester angestellt worden wäre. ●

**Studien zeigen,
dass weniger
als 5 Prozent
der Priester
zu Tätern wurden.**